

neu erste ausgabe

Ach, wie schön!

Augen auf: Es gibt mehr Anlässe zum Freuen, als Sie denken



THEMEN

Einblicke und Rückblicke

Interview mit Hans Scheibner

Erzählung von Heinrich Böll

Aus der Geschichtswerkstatt

Nach dem Mauerbau

Mein Lieblingsort: Paris

PFLEGEN&WOHNEN HAMBURG

»...weil immer jemand da ist«

Eindrücke aus den Häusern

Cartoon: Marundes

»Bilder aus der Heimat«



PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG

In Gemeinschaft leben. Seit 1619





Immer unterwegs

Liebe Leserinnen und Leser,
die 2. Ausgabe unseres Magazins »finkenau elf« steht unter dem Motto: »Immer unterwegs«. Dynamik und Vorwärtskommen haben vielerorts Erkenntnis und Weitsicht verdrängt. Man fühlt sich gut, weil alles in Bewegung ist. Aber viele Menschen sind unterwegs auf Kosten anderer, andere wiederum bleiben »immer unterwegs«, ohne anzukommen: auf dem Laufband im Fitnessstudio, im Festhalten an Vorurteilen oder im Verzicht auf notwendige Mitmenschlichkeit.

Uns geht es in dieser Ausgabe um Faszination, Vielseitigkeit und Vielschichtigkeit des Unterwegsseins. Ist Reisen eigentlich nur eine Frage von Zeit und Weg? Was meint ein demenziell Erkrankter, wenn er uns am Morgen mitteilt: »Heute Nacht war ich wieder unterwegs«? »Meine Reise zu Euch findet in meinem Kopf statt«, hat Stevie Wonder, der blinde Musiker, seinen Fans regelmäßig von der Bühne aus zugerufen.

Es gibt wohl ein ursprüngliches Bedürfnis des Menschen, unterwegs zu sein. Und dementsprechend unzählige Geschichten von Menschen, die unterwegs sind, sei es in der Bibel, in Büchern und Zeitschriften oder im Fernsehen. »Ich bin dann mal weg«, hat uns Hape Kerkeling zugerufen, sich auf den Weg nach Santiago de Compostela gemacht und darüber ein Buch geschrieben. Und wohin sind die Menschen unterwegs, die heute ihr nordafrikanisches Heimatland verlassen, weil sie sich anderenorts eine bessere Welt versprechen? Wohin die Tausenden von Autoreisenden, denen die Tagesschau alljährlich im Sommer(loch) zahlreiche Berichte widmet?

Was macht den Reiz aus, unterwegs zu sein? Der Weg oder das Ziel? Warum sind wir Deutschen die »Urlaubsweltmeister«, wenn es um Reisen in fremde Länder geht? Was fesselt junge Menschen an Computerspielen, deren Welten oft so beklemmend wirklich sind, dass viele von ihnen an ihren Bildschirmen verloren gehen?

Nun, Sie werden in dieser Ausgabe keine Antworten auf diese Fragen finden. Vielmehr wollen wir Sie mitnehmen, mit uns unterwegs zu sein auf der Suche nach der Großartigkeit und den Hintergründen des Unterwegsseins. In diesem Sinne darf ich Sie einladen, in diese Ausgabe einzutauchen und sich mit uns auf eine Reise durch die folgenden Seiten zu machen, auf eine kleine Entdeckungsreise. Und vielleicht werden Sie zum Ende der Lektüre sagen: Wie gut, dass ich in diesem Heft unterwegs war!



Ihnen allen eine gute und spannende Reise!

Ihr

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'J. Kamm'.

Johannes F. Kamm



Ein Werbeslogan der Bundesbahn lautete: »**Jetzt aber nichts wie weg.**« Der Spruch ist ein **Eingeständnis**, dass uns das Leben zuweilen zu vertraut und damit entweder zu **langweilig** oder **unheimlich** vorkommt. Tatsächlich reisen wir nur selten, um **fremde Länder** und **nie gesehene Städte** kennenzulernen, sondern **wir reisen**, um dem eigenen, zu bekannt gewordenen Leben zu entkommen. / WILHELM GENAZINO





*Wenn ich also samstags **im Schuppen** saß und die Beine ausstreckte, wenn ich langsam ruhig wurde **und die Augen schloss**, in meiner schattigen, dumpfdüsteren **Baracke**, dann tat ich das, was ich am liebsten tat: **Ich reiste**. / MARKUS ORTHS*

INHALT

- 3 Vorwort
- 6 Einblicke
- 12 »Das Leben steht im Mittelpunkt«
Andreas Franke im Gespräch
- 18 Immer unterwegs:
Katrín Rohde
alias MamaTenga
- 28 St. Gertrud auf der Uhlenhorst:
Unterwegs mit Gott
- 30 Aufbrechen und ankommen:
Was Frauen einander
erzählen könnten
- 32 Von Reiseträumen und
Traumreisen: Ein ganz persön-
licher Erfahrungsbericht
- 38 Unterwegs: Alsterlust
- 40 Worte statt Bilder:
Von Halldór Laxness,
María Beig, Thomas Mann
und Breyten Breytenbach
- 42 PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG
»... weil immer jemand lacht«
Vom Alltag in unseren Häusern
- 58 Immer auf Achse:
Von Pendlern und
gesprächigen Mitreisenden
- 60 Mit der Transsibirischen Eisen-
bahn von Moskau nach Peking
- 62 Wiedergelesen: Martin Walser
Ich suchte eine Frau
- 68 Marunde-Cartoon:
Bilder aus der Heimat
- 70 Was ich nie vergessen werde:
Der Mauerbau
- 72 Daten und Zahlen
- 74 Vorschau
auf die nächste Ausgabe
- 75 PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG
Adressen / Bildnachweis /
Impressum

Entdecken

Unterwegs in fremde Gefilde. Dem

Horizont entgegen. Was mag sich dahinter verbergen? Welche Länder, welche Inseln, welche Kulturen, ja welche Kontinente? Im 15. Jahrhundert, als Heinrich der Seefahrer die Grundlagen für Portugals Aufstieg zur Seemacht legte, hatten die Menschen zunächst noch eine ganz andere Vorstellung von der Welt.

Erst der Wagemut und die Neugier der Seefahrer, die sich mit ihren Schiffen in unbekannte Gewässer trauten, sollten dazu führen, dass die Koordinaten der Erde neu vermessen wurden. Heute erinnert in Lissabon das mächtige Entdecker-

Denkmal, errichtet am Ufer des Tejo in Form einer Karavelle, an die ruhmreiche Zeit der portugiesischen Seeschifffahrt. Es wurde 1960 zum

500. Todestag Heinrich des Seefahrers eingeweiht. Vom Denkmal aus blickt man auf die 1966 erbaute

Brücke des 25. April, die ihren heutigen Namen der Nelkenrevolution (25. April 1974) verdankt. Hier, am

südwestlichen Ende Europas, im kleinen Portugal – für die einen ein Sehnsucht weckendes Land

der Verheißung, für die anderen eher ein Sorgenkind der EU – nahm also vieles seinen Anfang, was in

Bewegung und Fortschritt mündete. [SK]





Entsorgen

Unterwegs vom Licht ins Dunkel.

Auf dem Foto rechts, das aus dem Jahr 1900 stammt, steigt ein Arbeiter durch ein »Mannloch« in die Kanalisation. Damals war das komplizierte System der Wasserver- und entsorgung in größeren Städten wie Hamburg oder Frankfurt gerade erst eingerichtet worden. Eine zivilisatorische Meisterleistung, entworfen und ausgeführt vom Ingenieur William Lindley, der sich die 1865 geäußerte Vision des britischen Arztes John Louis William Thudichum zu Herzen nahm: »Ich will Ihnen nun jetzt in großen Zügen das Ziel angeben, nach welchem Sie mit Ihrer Kanalanlage hinarbeiten müssen.

Ihr System muss so eingerichtet sein, dass wenn abends um elf Uhr der Bürger sich in sein Bett legt, er sich sagen kann: Jetzt sind alle Haus- und Küchenwasser, alle Fäkalmaterialien aus Frankfurt draußen. Frankfurt ist rein!« Was Lindley gelang, gilt heute zu Recht als bahnbrechende Errungenschaft der Moderne. In den Millionenstädten der Dritten Welt sind unterirdische Kanalnetze und funktionierende Entwässerungssysteme allerdings keineswegs die Regel. Das Thema Trinkwasser und Entwässerung ist weltweit aktueller denn je. [SK]





Entkommen

Achtung: Nomade **unterwegs!**
Der mexikanische Künstler Raúl, Jahrgang 1961, ist seit seines Lebens ein Weltenbummler. Und jede Stadt, die er bewohnt, jedes Land, das er bereist, hinterlässt Spuren in seinem künstlerischen Werk. Mexico City, Hamburg, Paris, Barcelona, Stuttgart – Stationen eines Menschen, für den Unterwegssein auch immer bedeutet: das Leben neu wahrzunehmen, über den eigenen Tellerrand zu schauen, Klischees durch persönliche Erfahrungen zu revidieren. Sinnbild der eigenen Mobilität, aber auch der Bewegung weltweit ist unter anderem sein rechts abgebildetes Werk »Nomade« aus dem Jahr 2006: ein Fuß, übersät mit allen Visumsstempeln aus dem Reisepass des Künstlers. Das Motiv steht jedoch für wesentlich mehr. Unterwegssein folgt nicht immer einem freiwilligen Impuls – endlich Urlaub! – oder beruflicher Notwendigkeit – viele Millionen Bundesbürger pendeln Tag für Tag von ihrem Wohnort zum mehr oder weniger weit entfernten Arbeitsplatz. Nein, weltweit sind, wie das UN-Flüchtlingshilfswerk soeben in seinem neuesten Bericht veröffentlicht hat, 43,7 Millionen Menschen auf der Flucht. [SK]





»Das Leben von Menschen steht im Mittelpunkt«

Andreas Franke, Jahrgang 1966, stammt aus einer Hamburger Unternehmerfamilie. Als er im Jahr 2002 das Familienimperium übernahm, fasste er es zur »Andreas Franke Unternehmensgruppe« zusammen, in deren Fokus Seniorenwohnen, Immobilien, Holzhandel und Umwelttechnik stehen. Im Jahr 2007 übernahm Andreas Franke 50 % der Anteile an dem bis dahin städtischen Unternehmen PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG. Gemeinsam mit dem zweiten Eigentümer, der Firma Vitanas GmbH aus Berlin, hat er ein umfangreiches Sanierungsprogramm aufgelegt: Inzwischen sind sechs ältere Häuser von PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG durch Neubauten ersetzt worden. Dabei war es dem Bauherrn ein zentrales Anliegen, nicht nur reine Zweckbauten zu errichten, sondern die Häuser außen ansehnlich und innen wohnlich zu gestalten. Nebenher engagiert sich Andreas Franke als Mäzen besonders für kulturelle Projekte. Für die Förderung junger Talente wurde er 2008 mit dem Titel eines Senators h.c. der Hochschule für Musik und Theater Hamburg geehrt. Wir trafen Andreas Franke an seinem Firmensitz am Goldbekplatz 1, einer ehemaligen Metallgießerei, die er gemeinsam mit seinen Teilhabern Christoph Günther und Christoph Gruber für die Firma »Günther Franke Gruber Bauherren« sanieren und ausbauen ließ.



finkenau elf: Herr Franke, Ihre Familienunternehmen sind seit Jahrzehnten in Hamburg aktiv. Trotzdem kennen nur wenige Eingeweihte Ihren Namen. Ist dies bewusster Bestandteil der Firmenpolitik?

Andreas Franke: De facto gibt es die historischen Wurzeln seit mehr als 125 Jahren. Das fing an mit Herrn Jacob Jürgensen, der zusammen mit seinem Bruder sein Küstenmotorschiff gegen ein Handelskontor eingetauscht hat und dann begann, mit Holz zu handeln. Deren Nachfolger war mein Großvater Ewald Franke und dessen Nachfolger wiederum war mein Vater, Franz-Herbert Franke, der 2002 verstarb. Er hat ein sehr aktives Unternehmerleben geführt und mir einen »Bauchladen« von verschiedenen Aktivitäten hinterlassen. Ich war bis dahin fast ausschließlich mit dem Bauen von Häusern beschäftigt und mit unseren Pflegeheimen in Berlin.

finkenau elf: Und seit wann gibt es die Andreas Franke Unternehmensgruppe?

Andreas Franke: Die habe ich nach dem Tod meines Vaters gegründet, um den vielfältigen Firmen, die sich im Laufe von Generationen angesammelt hatten, ein gemeinsames Dach zu geben.

finkenau elf: Also so eine Art Familienkonzern?

Andreas Franke: Genau. Darin wird unter der Firmenbezeichnung »Jacob Jürgensen« künftig wieder nur noch der Handel mit Holz und Papier laufen. Unter der Marke sind wir auch international bekannt. Die Immobilienschiene

hingegen heißt seit 2010 »Günther Franke Gruber«, das sind die drei maßgeblichen Partner, die dahinter stehen.

finkenau elf: Gibt es bei so vielfältigen Unternehmen eine gemeinsame unternehmerische Vision?

Andreas Franke: Ja, das würde ich schon sagen. Das Leben von Menschen steht im Mittelpunkt. Da begegnen sich zum Beispiel Pflegeheime und Wohnungsbau, und es gibt eine Menge Schnittstellen. Ich hoffe, dass man das auch ein bisschen merkt. Wenn wir ein Pflegeheim bauen und betreiben, möchten wir, dass es dort ein bisschen kultivierter und ästhetischer zugeht als in irgendeinem »normalen« Pflegeheim. Da lassen wir unsere Erfahrungen aus dem hochwertigen Wohnungsbau einfließen – in der Weise dass, wenn man als Bewohner oder Angehöriger vor einem unserer Häuser steht, denkt: Oh, das ist aber schön! In unseren Häusern wird gerne gewohnt – ganz ohne intellektuelle Architekturdiskussion.

finkenau elf: Sie haben gerade die Stichworte Ästhetik genannt, »Schönsein«. Welches Schönheitsideal steckt denn dahinter?

Andreas Franke: Das ist ein anspruchsvolles Thema: Was ist Schönheit? Ich bin ein Vertreter derer, die sagen, es gibt etwas universelles Schönes, etwas, wo alle ohne Diskussion sagen können: Das ist schön. Da unterscheide ich mich von denen, die sagen: Über Geschmack kann man nicht streiten, weil der individuell ist.

Wir versuchen, diesen ästhetischen und künstlerischen Ansatz in unsere Arbeit zu integrieren. Das kann in einem Fall mal knallmodern sein, wie in der Dorotheenstraße 13, einem ehemaligen Bunker, oder an der Mühlenkampspitze, direkt am Osterbekkanal – da haben wir gesagt, hier muss es krachen, hier machen wir es kompromisslos modern. Und an anderer Stelle, Dorotheenstr. 91 zum Beispiel, übrigens auch ein ehemaliger Bunker, haben wir etwas ganz Traditionelles gemacht, mit Backstein und hell eingefassten Sprossenfenstern.

finkenau elf: In einem ähnlichen Stil haben Sie auch das neue Haus von PFLEGEN & WOHNEN FINKENAU gebaut. Das ist ja auch nicht unumstritten...

Andreas Franke: Wenn man es nicht mag, dann schimpft man es historisierend, und wenn man es mag, dann sagt man, wie schön, dass so etwas noch entstehen kann. Ich möchte aber ungern als dogmatisch verstanden werden –

finkenau elf: Sie sind also kein Gründerzeit-Fan –

Andreas Franke: Nein, aber da, wo es hinpasst, hat auch dieser Stil noch seine Berechtigung. Dann würde ich mich

Sitz der Firma Günther Franke Gruber am Goldbekplatz



auch über den verständlichen Wunsch der Stadtplanungsbeamten mal hinwegsetzen, die gerne sehen, dass man einem Haus auch ansieht, wann es gebaut wurde. In einer so geschundenen Stadt, wo so viele Bomben hineingefallen sind wie in Hamburg, finde ich, ist es schon möglich, mal ein Auge zuzudrücken und ein Haus zu bauen, dem man seine Entstehungszeit nicht unbedingt sofort ansieht. Einfach weil es eine Zeile schön komplettiert oder weil es an der Stelle auch früher so gestanden haben könnte. In dem Sinne bin ich nicht dogmatisch.

finkenau elf: Sollte denn die Stadt so aussehen »wie früher«?

Andreas Franke: Ich bin auch für Neues, ob das nun in der Hafencity oder in anderen Stadtteilen zum Ausdruck kommt. Ich finde es richtig, dass Hamburg als Metropole beim Bauen auch selbstbewusst ist. Aber es sollte nicht abgleiten in eine Welt wie Frankfurt. Das Schöne an Hamburg ist, dass man hier in weiten Bereichen der Stadt noch eine Mischnutzung hat: Handel, Kultur, Wohnen, Büros finden sich noch nebeneinander. Das wurde auch in der Hafencity so gemacht, und das finde ich richtig so.

finkenau elf: Sie bauen Wohn- und Geschäftsgebäude und legen Wert auf hochwertigen Wohnungsbau. Nun haben wir zurzeit die Situation, dass sich selbst normal verdienende Familien Neubaumieten kaum noch leisten können. Was muss sich aus Ihrer Sicht ändern, um da wieder zu normalen Verhältnissen zu kommen?

Andreas Franke: Darauf habe ich mehrere Teilantworten. Nummer eins: Die Fördermittel, die von der Wohnungsbaukreditanstalt ausgeschrieben werden, beispielsweise für energieeffizientes Bauen, die würde ich sehr gern in Anspruch nehmen, um auch Wohnungen zu bauen für Menschen, die sich nicht so viel leisten können. Diese

Mittel werden allerdings nicht an Bauträger, wie wir einer sind, vergeben, sondern nur an die späteren Eigentümer der Wohnungen. Wenn wir ins Blaue hinein etwa ein Passivhaus bauen, dann kann es sein, dass in anderthalb Jahren, wenn der Käufer den Antrag stellt, das Programm nicht mehr existiert oder die Förderung niedriger ist. Wir sind darüber im Gespräch mit der Wohnungsbaukreditanstalt, haben auch mit der Baubehörde darüber gesprochen, stellen aber fest, dass die Programmbestimmungen recht starr sind. Wir haben aus Pragmatismus vorgeschlagen, dass wir die Mittel beantragen und uns verpflichten, den Vorteil an die Käufer weiterzugeben, aber auch dies ist gescheitert, offenbar am EU-Recht.

finkenau elf: Was erwarten Sie in dieser Hinsicht von der Politik?

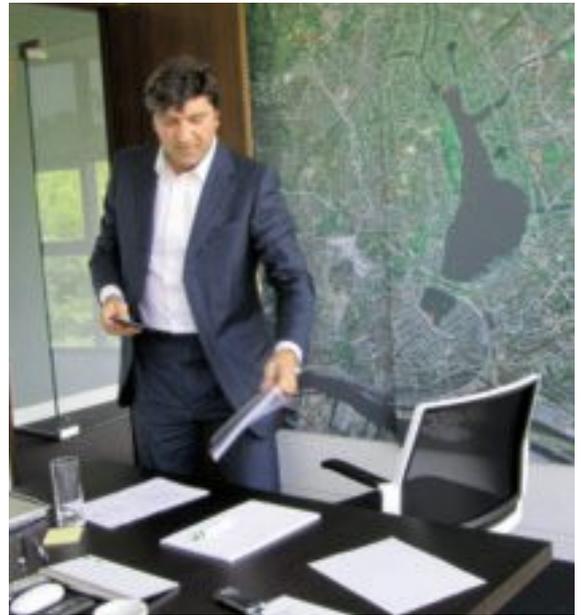
Andreas Franke: Dass es gelingt, im Rahmen der Wohnungsbauoffensive da mehr Bewegung reinzubekommen. Wenn jetzt ein neuer Förderweg geschaffen werden sollte, dann würden wir den gerne in Anspruch nehmen. Um eben auch Mietwohnungen zu bauen, die günstig sind.

finkenau elf: Gibt es noch mehr Teilantworten?

Andreas Franke: Ein weiterer Teil der Antwort ist, dass wir solche Anstrengungen wie am Strandkai in der Hafencity sehr unterstützen. Dort hat die Stadt gesagt, weil das so eine prominente Ecke ist, möchten wir ein Konzept, das nicht nur denen zugute kommt, die einen hohen Kaufpreis zahlen können. Und darum hat man vorgegeben, dass 30 % der dort entstehenden Wohnungen nicht teurer sein dürfen als 10 bis 12 Euro Miete pro Quadratmeter. Das ist zwar im Vergleich mit Altona immer noch nicht billig, aber im Vergleich zu Mühlenkamp oder ähnlichen Lagen ist es wirklich sehr günstig. Das halten wir für eine gute Idee, deshalb haben wir uns gern an dem ausgeschriebenen Konzeptwettbewerb beteiligt und würden uns freuen, wenn wir zum Zuge kommen.

finkenau elf: Wie stehen Sie eigentlich zur aktuellen Diskussion um Standards beim energieeffizienten Bauen?

Andreas Franke: Sowohl aus Bauherrensicht als auch aus Nutzersicht finde ich den aktuellen Passivhausstandard noch etwas extrem, da er zu recht kastiger Architektur und extremen Fensterlaibungen führt – von den Kosten mal ganz abgesehen. Auch die Funktionalität der Wohnungsgrundrisse leidet etwas unter den hohen technischen Anforderungen, die erfüllt werden müssen. Wir favorisieren zurzeit einen etwas anderen – eigenen – Standard, der mehr die Energieerzeugung in den Vordergrund



Andreas Franke in seinem Büro in Winterhude

stellt, also CO₂-Neutralität durch Pelletheizung plus EneV-30, also 30 % Energieeinsparung in Bezug auf die derzeit geltenden Verordnungen. Insgesamt ist es aber eine gute Richtung, in die wir alle da gehen. Jetzt muss nur noch die Industrie die entsprechenden Produkte zu bezahlbaren Preisen anbieten. Das dauert am Anfang etwas.

finkenau elf: Auf Ihrer Homepage bekennen Sie sich ausdrücklich zur hanseatischen Kaufmannstradition, die auch den Einsatz für das Gemeinwohl und gesellschaftliche Interessen einschließt. Wie setzen Sie das in Ihrer Firmenpolitik um?

Andreas Franke: Ich wende das eigentlich überall an. Besonders nachvollziehbar oder glaubhaft ist es, im Bereich Pflege hanseatische Tugenden an den Tag zu legen. Auf der anderen Seite wird es dort auch besonders hinterfragt: Darf man mit der Gesundheit und mit Menschen, die kaum Entscheidungsmöglichkeiten und Wahlmöglichkeiten haben, Geld verdienen, ist das überhaupt moralisch? Ich möchte Ihre Frage erstmal allgemein beantworten und dann bezogen auf die Pflege. Nach meiner Erfahrung erleidet man keine Nachteile, wenn man sich an Verträge hält, Fairness walten lässt und das Streben nach Gewinnerzielung nicht übertreibt. Im Gegenteil. Das sind Tugenden, die sich auszahlen. Man kann auch Geld verdienen, ohne Machtpositionen auszureizen, ohne Handwerkern unberechtigt ihre Rechnungen zu kürzen und ohne die Wahrheit einseitig in die eigene Richtung auszulegen. Wenn

ein Geschäftsfeld ohne solche Fisematenten nicht mehr zu betreiben ist, würde ich mich daraus verabschieden.

Das war der allgemeine Teil, jetzt zur Pflege: Meine Familie ist seit mehr als 40 Jahren in dem Bereich engagiert, anfangs in Berlin. Ich bin schon als kleiner Bub durch die Pflegeheime gerannt, wenn wir da zu Besuch waren. Und als ich etwas älter wurde, musste ich immer die Polonäse anführen und solche Sachen – ich habe das alles mit der Muttermilch aufgesogen.

Ich sage Ihnen, wenn ein Bewohner auf einen zukommt und sagt: »Mir geht es gut hier, ich bin ja so glücklich« – das macht einen froh, dann geht man mit dem Gefühl nach Hause, etwas Nützliches getan zu haben. Unser Ziel ist es, die Heime und eben auch PFLEGEN & WOHNEN so ähnlich zu betreiben wie ein inhabergeführtes Hotel. Wo man als Bewohner oder Gast den Eindruck hat, da sitzt einer, der sich von morgens bis abends kümmert, damit alles perfekt ist. Wenn man schon nicht mehr in der eigenen Familie wohnen kann, dann muss das Pflegeheim eben die Ersatzfamilie sein. Da muss es äußerst menschlich zugehen, und da muss einer sein, der sich um alles kümmert. Nach meiner Wahrnehmung ist das in der Privatwirtschaft besser zu organisieren als in einem öffentlichen Unternehmen.

Und so wie wir das betreiben, ist das auch kein Widerspruch zur Ökonomie eines Unternehmens.



Alt und Neu in direkter Nachbarschaft

finkenau elf: Da möchte ich nachfragen: Sie haben ja viele Häuser von PFLEGEN & WOHNEN um- oder neu gebaut und damit Ihr Angebot qualitativ verbessert. Aber damit sind auch die Preise gestiegen – können Sie Einkommensschwächere überhaupt noch erreichen?

Andreas Franke: Berechtigte Frage. Antwort 1: Die Preise sind mit der Sozialbehörde abgestimmt. Antwort 2: Wir haben dadurch, dass wir fünfeinhalb Heime gleichzeitig gebaut haben, die Bauleistungen sehr günstig einkaufen können. Die Badezimmer, die recht schick sind bei uns, wurden in einem Werk gefertigt und beim Bau fix und fertig mit dem Kran eingesetzt. Da wir so viele davon bestellt haben, kostet uns ein Badezimmer, mit Armaturen, Elektrik, Notruf, Seifenablage usw. nur 3.500 Euro! Einzeln hätte man fast 10.000 Euro dafür bezahlt. So haben wir durch die Größe der Ausschreibung erreichen können, dass die Baukosten verhältnismäßig niedrig waren. Im Rahmen dessen, dass ein Neubau immer teurer ist als ein Altbau, haben wir also das Beste daraus gemacht. Und geben das auch an die Kunden weiter. Trotzdem ist es natürlich teurer, als es vorher war.

Wie reagieren wir darauf? Wir werden künftig beides haben – Alt- und Neubau: Wir werden gut die Hälfte der PFLEGEN & WOHNEN-Einrichtungen weiterhin sehr günstig anbieten. Wie es jetzt auch noch der Fall ist in Altona, in Wilhelmsburg, in Bahrenfeld, in Horn und in Bergedorf. Und die Neubauten, insgesamt sechs, werden etwas mehr kosten, etwa 20 Euro Miete pro Tag und Person. Damit sind wir nicht die teuersten Anbieter in der Stadt.

finkenau elf: Wie haben denn Ihre Bewohnerinnen und Bewohner auf die höheren Preise reagiert?

Andreas Franke: Wir mussten die Erfahrung machen, dass es Entrüstungsstürme und große Enttäuschung gibt, wenn man das nicht angemessen ankündigt und transparent macht. In den Fällen, wo wir das rechtzeitig kommuniziert haben, zum Beispiel in Finkenau, Heimfeld und Alsterdorf, gab es fast keine Auszüge. Wir haben angeboten, innerhalb des Unternehmens umzuziehen, wenn jemand sagt, ich kann es mir nicht mehr leisten – das hat aber fast keiner gemacht. Insofern ist das eine Frage der fairen, offenen und rechtzeitigen Kommunikation.

finkenau elf: Momentan wird in der Gesellschaft diskutiert, wie Wohnen künftig zu organisieren ist – nicht nur für ältere Menschen, sondern auch für die verbleibenden jüngeren. Familienstrukturen haben sich verändert, Pflegebedürftige können kaum noch in der Familie versorgt werden, worauf Sie mit



Früher ein Bunker, heute moderne Architektur

für gehobene Wohnansprüche: Dorotheenstraße 13

Ihrem Angebot reagieren. Es gibt aber auch Beispiele wie das »Bielefelder Modell«, eine Siedlung, in der Junge und Alte, auch Gebrechliche und Behinderte, zusammenleben. Bei Bedarf kann der integrierte Pflegedienst in Anspruch genommen werden, aber die Angehörigen und Freunde sind in der Nähe und können mithelfen. Können Sie sich so etwas auch vorstellen?

Andreas Franke: Ich stimme Ihnen zu, die reine stationäre Pflege wäre auf lange Sicht ein Dinosaurier. Deshalb gehen wir einen ähnlichen Weg, wie eben von Ihnen beschrieben. Im Familienquartier an der Finkenau werden wir in zwangloser Nähe die Kita, das Pflegeheim und den Wohnungsbau haben, und alles gruppiert sich um einen 4000 m² großen Innenhof, wo sich alle begegnen können, ob mit oder ohne Rollstuhl. Für die Familien, die dort einziehen, ist es dann möglich, ihre Angehörigen in ihre unmittelbare Nähe zu holen, ohne dass es zur Belastung wird. Auch an anderen Standorten entwickeln sich unsere Häuser zu kleinen Stadtteilzentren für das unmittelbare Umfeld.

finkenau elf: Also kein verbindlicher Pakt – sondern einfach die Gelegenheit bieten?

Andreas Franke: Genau. Das Angebot ist in der Nachbarschaft und kann angenommen werden, aber nicht so, dass es gleich zum Sozialmodell wird. Wir wollen die sehr freiheitsliebende Gesellschaft, die überwiegend gutmütig ist, nicht drängeln, sondern es ihr ermöglichen, sich im alltäglichen Leben mit Kindern und der älteren Generation ihrer Verantwortung zu erinnern. In der Finkenau lässt sich das machen, das ist super. Wenn das gelingt, wovon

ich ausgehe, dann haben wir noch drei weitere Standorte, wo sich die gleichen städtebaulichen Voraussetzungen finden. Nämlich Farmsen, Holstenhof und Alsterdorf.

finkenau elf: Wie wollen Sie mit den Standorten verfahren, wo sich eine solche integrierte Lösung nicht anbietet?

Andreas Franke: Da, wo wir nicht selbst solche Angebote schaffen können, versuchen wir zu kooperieren. Zum Beispiel haben wir mit der SAGA einen Gesprächskontakt geknüpft und mit den Genossenschaften. Weil deren Bewohner sich ja häufig berechtigte Sorgen machen, dass sie ihre Wohnung verlassen müssen, wenn sie gebrechlich werden. Da können wir möglicherweise strategische Kooperationen eingehen. Indem wir etwa einzelne Teile einer Siedlung behindertengerecht, mit Notruf und allem, ausstatten und PFLEGEN & WOHNEN dann im Bedarfsfall im Handumdrehen da ist.

finkenau elf: Aus all dem können wir entnehmen, dass PFLEGEN & WOHNEN der große Hamburger Anbieter auf diesem Gebiet zu bleiben beabsichtigt?

Andreas Franke: Auf alle Fälle. Gemeinsam mit meinem Partner Vitanas und den Mitarbeitern bin ich stolz auf das, was wir bisher geschafft haben, obwohl die großen Bautätigkeiten und auch die Nachwehen der Privatisierung sehr anstrengend waren und noch sind.

finkenau elf: Was sind die »Nachwehen der Privatisierung«?

Andreas Franke: Die organisatorische Umstrukturierung. Wir haben sehr selbstbewusste Mitarbeiter, die nicht ganz zu Unrecht sagen: »Wir haben die Pflege in Hamburg erfunden.« Als wir da mit etwas moderneren Ideen kamen, die teilweise auch aus der Hotelwirtschaft stammen (dass man zum Beispiel sagt: »Guten Morgen, was kann ich für Sie tun?«), dann dauert das, bis es wirklich angenommen wird. Wir sind schließlich Dienstleister und kein Institut. Ein anderer Punkt ist der pflegliche Umgang und das Gefühl für die hochwertigen neuen Immobilien, sämtlich mit Hilfe von Innenarchitekten und viel Liebe zum Detail konzipiert. So was muss wachsen. Und dann natürlich der Vertrieb. PFLEGEN & WOHNEN muss raus an den Markt, Menschen ansprechen, werben und kann nicht mehr abwarten, dass die Kunden zu uns kommen. Immer in Bewegung bleiben, sich ständig Neuem stellen. Das ist vermutlich manchmal etwas ungewohnt.



Modernes Wohnhaus mit traditioneller
Fassadengestaltung: Dorotheenstraße 91, ebenfalls
ein ehemaliger Bunker

finkenau elf: Alle haben wohl das Schlimmste erwartet –

Andreas Franke: Genau, man hatte den Mitarbeitern jahrelang erzählt, es passiert was – und es passierte gar nichts, sodass die Grundhaltung war: Die reden ja sowieso nur. Und in der Tat, bevor die Neubauten nicht fertig waren, haben die Mitarbeiter gerne gesagt: »Ja, Herr Franke, Sie sind ja ein sympathischer Mann, aber warten wir doch erstmal ab...«. Aber seitdem die Neubauten da sind, merke ich, dass spürbar ein Ruck durchs Unternehmen geht: Jetzt geht's los.

finkenau elf: Zum Abschluss noch ein etwas harmonischeres Thema. Sie betätigen sich ja auch als Musik-Sponsor, Sie haben die Andreas-Franke-Akademie gegründet. Was verbirgt sich dahinter?

Andreas Franke: Meine Mutter ist Kammermusikerin und hat uns musikalisch sehr geprägt. Und als mich eines Tages Professor Elmar Lampson, der Präsident der Musikhochschule, fragte, ob ich nicht etwas für die Musik tun wollte, habe ich spontan ja gesagt. Daraus ist die Idee geboren worden, junge musikalische Talente zu fördern, die noch nicht studieren können, die aber gefördert gehören, wenn sie mal Höchstleistungen bringen sollen. Ungefähr so, wie ein begabter Sportler, der mal Olympiasieger werden will. Wenn Sie den nicht schon mit 14, 15 Jahren fördern, wird er niemals Weltniveau erreichen. In den ehemaligen Ostblockstaaten und in Fernost ist das perfekt organisiert. Da werden die musikalischen Talente schon früh auf Konservatorien geschickt. Heutzutage gewinnt fast kein Hamburger mehr einen internationalen Musikwettbewerb, weil wir nicht genügend fördern. Die jungen Leute aus Fernost sind häufig einfach besser, dabei sind sie ja nicht generell musikalischer.

finkenau elf: Und wie funktioniert diese Förderung?

Andreas Franke: Die Akademie nutzt die Räume der Musikhochschule. Die Schüler kommen von Hamburger

Schulen, in Ausnahmefällen auch aus Niedersachsen oder Schleswig-Holstein. Sie werden ein bis zwei Mal die Woche am Nachmittag von Professoren der Musikhochschule unterrichtet. Deren Zusatzgehälter werden von der Akademie finanziert, wie auch die Raummiete und Musikalien, wenn sie erforderlich sind.

finkenau elf: Wie viele Schüler fördern Sie auf diese Weise?

Andreas Franke: Im Augenblick sind es meines Wissens sieben, im Idealfall sind es zwölf. Das hängt immer ein bisschen davon ab, wie viele sich gemeldet haben. Der jüngste ist zwölf, und die ältesten sind kurz vorm Einstieg ins Hochschulstudium, also 17, 18 Jahre alt.

finkenau elf: Die Akademie könnte also noch weitere Schüler aufnehmen?

Andreas Franke: Ja, durchaus. Die nächste Aufnahmeprüfung ist im Sommer dieses Jahres, wie jedes Jahr.

finkenau elf: Was motiviert Sie, sich auf diese Weise zu engagieren?

Andreas Franke: Ich vermute, das hat etwas mit meinem Vater zu tun. Ich bin noch relativ jung, 44. Da ist es kein Geheimnis, dass ich nicht alles selbst erwirtschaftet habe, worüber ich heute disponieren kann, sondern eben zum Teil auch mein Vater und seine Vorgänger. Mein Vater war immer auch ein wenig Patriot, mit Augenmaß allerdings, denn er war schwerkriegsverletzt und hatte von daher keine Neigung zum Hurra-Patriotismus. Ich denke, es ist in seinem Sinne, aus so einem ganz sanften Lokalpatriotismus heraus zu sagen, wer in Norddeutschland das Zeug dazu hat, ein guter Musiker zu werden, der wird von uns gefördert. Mein Vater hat wunderbar Akkordeon gespielt.

finkenau elf: Ist Patriotismus für Sie ein Wert, dem Sie sich verpflichtet fühlen?

Andreas Franke: Ja, in der Tat. Wir kommen aus einer Zeit, wo der Patriotismus fast verschwunden war. Jetzt besinnt man sich gerade wieder etwas darauf, und dies ist unser kleiner Beitrag dazu. Wobei ich sagen muss, ich bin froh, Hamburger zu sein, aber nicht stolz, denn dafür kann ich ja nichts, aber ich bin froh.

finkenau elf: Herr Franke, ich danke Ihnen für das Gespräch.

Die Fragen stellte Ulrike Sparr.

VON PLÖN NACH OUAGADOUGOU

Immer unterwegs
Mama Tenga
Katrin Rohde



Katrin Rohde

tatkräftig schon in jungen Jahren





Von Plön nach Ouagadougou für das Gute, das nicht verloren gehen darf

Im Jahr 1995 gab Katrin Rohde, damals 47 Jahre alt und engagierte Buchhändlerin und Bürgerin der Stadt Plön, ihr bisheriges Leben auf und begann ein »afrikanisches Abenteuer« der besonderen Art. Das erste Mal war sie in Afrika gewesen, um einem in Plön gestrandeten Asylbewerber zu helfen. Damals hatte sie die große Schönheit des Kontinents, aber auch die gewaltige Armut der Menschen in der Sahelzone kennen gelernt. Nun kehrte sie nach Burkina Faso zurück, mit der festen Absicht, sich der Straßenkinder in der Hauptstadt Ouagadougou anzunehmen. Nach einigen Fehlschlägen erwuchs daraus A.M.P.O*, ein Kinderhilfswerk von mittlerweile beeindruckender Größe, das Hunderte von einst verlassenem und traumatisierten Kindern beherbergt und für ihre Ernährung, Kleidung und Ausbildung sorgt. Auf einer Lehrfarm für biologischen Anbau unter tropischen Bedingungen werden junge Landwirte darin ausgebildet, dem kargen Boden neue Früchte zu entlocken. In eigenen Lehrwerkstätten können die Kinder Berufe wie Schneidern oder Kochen erlernen. Die Angebote des eigenen Restaurants sind in der Hauptstadt sehr beliebt, die der Krankenstation, der Rollstuhl- und Optikerwerkstatt sind ebenfalls öffentlich und stehen besonders den Armen und Mittellosen zur Verfügung. Jeweils 60 Jungen und Mädchen leben bei A.M.P.O, hinzu kommen 80 Frauen, die Opfer von Gewalt waren, und 100 Jungen auf der Lehrfarm. Sie werden von 100 angestellten Helferinnen und Helfern verschiedener Profession betreut. 160 Jungen und 130 Mädchen haben die Häuser bereits durchlaufen und konnten als junge Erwachsene wieder in die burkinische Gesellschaft integriert werden.

Finanziert wird all das aus Spenden, die die unermüdliche Katrin Rohde überwiegend auf Vortragsreisen in Deutschland einwirbt. Dann stellt sie auch gern ihr Buch »Mama Tenga« vor, in dem sie ihren Weg nach Afrika und ihr Leben dort mit hinreißender Anschaulichkeit schildert. Im Juni 2011 wurde ihr Engagement in Frankreich mit der »Ashoka Fellowship« gewürdigt, einer Auszeichnung für Personen, die mit sozialen Unternehmen Maßstäbe für die Entwicklung ihrer Gesellschaft setzen. Weitere Informationen zu dem Projekt finden sich auf der Internetseite des deutschen Unterstützervereins:

www.sahel.de. Spendenkonto: Förderkreis Sahel e.V., Förde Sparkasse Plön, BLZ 210 501 70; Konto 57 85

**A.M.P.O = Association Managé Nooma pour la Protection des Orphelins, zu Deutsch: Waisenschutzverein »Das Gute geht nicht verloren«*



Ulrike Sparr und Peter Albers trafen Katrin Rohde auf ihrer diesjährigen Deutschland-Reise am Bahnhof Hamburg-Altona, einem Ort, der geradezu symbolhaft ist für den Zustand produktiver Unruhe, aus dem heraus sie ihr Projekt befördert.



Schulanfang in Burkina Faso: Nach den Ferien im August gibt es in Burkina Faso, wie in Deutschland und anderen Ländern Europas auch, zahlreiche Schulanfänger. Und die brauchen Schulranzen. Wer geht schon gern am ersten Schultag ohne Schulranzen in die Schule! Derzeit läuft über A.M.P.O. wieder ein Spendenaufruf, denn an alten Schulranzen, Federtaschen, Heften und Stiften fehlt es immer

Wir haben Katrin Rohde nach einzelnen Stichwörtern befragt. So entstand ein »Interview nach Alphabet«, das zahlreiche Facetten dieser bemerkenswerten Frau und ihres großartigen Projekts zur Geltung bringt.

A wie Abhauen Abhauen – nein, ich bin nicht aus Deutschland geflohen, überhaupt nicht! Ich wusste nur, dass es einen Ort gibt, wo ich mehr in Gang setzen kann als hier. Ich wusste, dass ich für die Menschen in Burkina Faso »wertvoller« sein kann, was sich inzwischen auch bewahrheitet hat. Gott sei Dank!

B wie Bücher und Buchhandel Gerade letzte Woche war ich in meiner Lieblings-Buchhandlung in Plön, es war frühmorgens, und die Buchhändlerinnen mussten 200 Bücher draußen stapeln. Ich habe einer Kollegin den Stapel aus der Hand gerissen und gesagt: »Oh, bitte, lass' mich auch mal!« Ich liebe Bücher, ich liebe Buchhandlungen, und ich kann ohne Bücher natürlich nicht leben. Meine besten Vorträge halte ich in Buchhandlungen, so gerade bei Kortes in Blankenese, ein wunderbarer Ort.

C wie Chancen 160 Jungs und 98 Mädchen, die wir teilweise auf der Straße gefunden haben, die misshandelt worden waren oder von ihren Familien nicht mehr versorgt werden konnten, sind mittler-

weile bei uns im Waisenhaus erwachsen geworden und draußen selbstständig. Die meisten können für sich sorgen, heiraten und eine Familie gründen. Viele machen einen eigenen kleinen Betrieb auf, eine Tischlerei zum Beispiel oder einen Frisiersalon. Und was das Tolle ist: Sie haben einen kleinen Verein gegründet, um sich gegenseitig zu helfen, wenn es einem von ihnen mal nicht so gut geht. Damit sie nicht immer zu »Mama« laufen müssen, um sich helfen zu lassen.

D wie Durchsetzungsvermögen Früher hatte ich davon mal zu viel und mal zu wenig, inzwischen habe ich das Maß gefunden und auch ein paar Leute um mich, die sich für mich durchsetzen. Wir arbeiten in unserem Direktorium in einem rein afrikanischen Team – Afrika gehört den Afrikanern, und sie sollen es selbst entwickeln. Ich selbst kann nur raten, dazu beitragen und lernen. Für Deutschland möchte ich durchsetzen, dass die Menschen verstehen: Helfen und Teilen ist eine innere Ehre, für den Empfänger sowohl wie für den Geber!

E wie Erziehung In Afrika wird viel konsequenter erzogen als in Deutschland, strenger reguliert, mit viel weniger Eigenraum für die Kinder. Aber auch mit sehr viel Liebe und Zuwendung. Immer ganz dicht



Katrin Rohde kämpft seit über 15 Jahren beharrlich und aufopferungsvoll für Waisen- und Straßenkinder in Burkina Faso, einem der ärmsten Länder der Welt. Gemeinsame Mahlzeiten und feste Rituale geben Halt im beschwerlichen Alltag. Ihr tiefer Glaube an die Kinder der Welt und an das Leben selbst ist notwendig, um diese anstrengende Arbeit zu meistern

dran und beobachtend, was kann einer besonders gut. Ich bin der Meinung, dass jedes Kind ein Talent hat, man muss es nur finden. Und auf dieser Suche sind wir. In einem Internat mit 60 Kindern herrschen Regeln. Diese Regeln stellen die Kinder bei uns selber auf, das müssen sie selber tun, weil sie sie dann besser befolgen. Natürlich haben wir auch Erzieherinnen und Erzieher, fünf für die Jungen und sechs für die Mädchen.

F wie Freunde Besonders meine Freundinnen hier vermisse ich furchtbar. Ich habe einen großen Kreis an wirklichen Freundinnen. Wir schreiben uns treu und sehen uns nur selten. Manchmal treffen wir uns »zzz« – zwischen zwei Zügen –, und dann gibt es einen Kaffee, und es wird schnell das Wichtigste erzählt. Wir haben uns dann vielleicht vier oder sechs Jahre nicht gesehen, aber wir sind immer in Verbindung.

F wie Frust Richtig hinschmeißen wollte ich noch nie. Ich wollte nur manchmal Leuten Sachen ins Gesicht schmeißen, nämlich dann, wenn es um afrikanischen unvorstellbar bürokratischen Papierkrieg geht. Dann bin ich gefrustet, ja. Aber sonst nicht.

G wie Gesundheit Für mich persönlich war die erste Zeit sehr hart, ich war 40-mal im Krankenhaus. Das war auch meine eigene Schuld, denn ich wollte leben

wie eine Afrikanerin, und das geht nun mal nicht. Ohne Ventilator und Kühlschrank kommt man als Europäerin in Afrika nicht klar. Die Burkinabé haben – notgedrungen – ein sehr robustes Verständnis von Gesundheit. Bei uns gehen Leute mit Malaria und 41 Grad Fieber noch arbeiten. Da gilt das Wort: Wer sich hinlegt, ist schon tot. Auch Frauen, die ein Kind geboren haben, oder Menschen, die operiert worden sind, werden gleich wieder aufgerichtet. Sie müssen gehen, in Bewegung bleiben. Viele Operationen werden ohne Anästhesie gemacht, die Leute sind wahnsinnig tapfer.

H wie Heimat Heimat ist für mich das Denken an meine Kindheit, an meine Jugend, an etwas, das nie wieder kommt. Heimat ist eine vergangene Zeit, in der ich wunderbar spazieren gehen kann!

I wie Ignoranz Die Ignoranz von etlichen Europäern, die in einer arroganten Weise meinen, dass man Afrika nicht helfen könne. Da habe ich schlagende Beweise, dass dem nicht so ist. Das finde ich einfach – ignorant. So eine Auffassung ist nicht erlaubt!

K wie Kinder Der schönste Moment des Tages ist für mich, abends um fünf vor dem Büro zu sitzen und zuzugucken, wie sie aus der Schule kommen. Nichts ist schöner als das! Wir haben gerade 60 Jungs und 60



Gegenseitiger Respekt und Gemeinschaft werden in allen Häusern Katrin Rohdes groß geschrieben.

»Bei A.M.P.O. ist immer was los, von morgens bis abends haben wir große und kleine Probleme, kleine und große Freuden. Damit gehen wir gemeinsam, alle zusammen, traurig und fröhlich um – und ist das nicht vielleicht alles, was es gibt im Leben?«

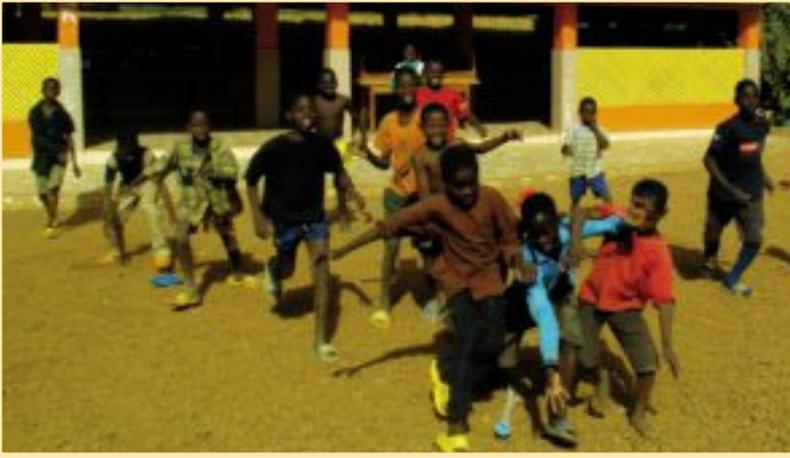
Mädchen in unserer Obhut. Und dann zu wissen, alle sind heil wieder da.

L wie Lernen Unsere Kinder gehen auf Schulen der Umgebung. Privatschulen oder öffentliche Schulen, je nach Können. Wir haben auch eine interne Schule für Kinder, die nicht so gut mitkommen. Und dann gibt es noch Kinder, die einen Beruf lernen, die draußen zum Beispiel Mechaniker lernen, sie gehen zur

Abendschule. Und sie werden jeden Abend dort von uns abgeholt. Inzwischen haben wir acht ehemalige Waisenkinder auf der Universität und 36 fertige Krankenpfleger und Hebammen.

M wie Mahlzeiten Bei AMPO bieten wir den Kindern sozusagen Jugendherbergsniveau auf afrikanisch. Brot ist bei uns sehr teuer, sie essen daher Reis mit Soße oder Maisbrei mit Soße, Gemüse, ganz wenig Fleisch. Zurzeit haben wir in Burkina Faso 37 Prozent Teuerung. Das kann man gar nicht auffangen, das hat auch zu Unruhen geführt. Uns hilft, dass wir uns teilweise selbst versorgen können. Wir haben unsere beiden Farmen, die Farmschule für biologischen Landbau unter tropischen Bedingungen, und mein Mann hat auch eine Farm, die ebenfalls biologisch arbeitet. Und dann haben wir noch das neue Projekt, 20 Mädchen und zehn alte Frauen, die biologisch gärtnern und eine Töpferei betreiben. Weihnachten feiern wir mit ungefähr 600 Erwachsenen und Kindern. Sie bekommen eine Vorspeise, ein Viertel Huhn, Reis, Gemüsesoße, und hinterher gibt es noch Eis und Coca Cola. Und das kochen wir für 600 Leute, aus einer kleinen Küche, die zwei mal drei Meter groß ist. Und alles funktioniert, samt Bedienung und genügend Bier für die Angestellten. Da wird aus einem Riesen-





Extreme klimatische Bedingungen: Wenn die Jungs, die in der Obhut von A.M.P.O. sind, zwischendurch im staubigen Sand spielen und toben, kann man sich gar nicht vorstellen, dass plötzlich viel zu viel Wasser da ist. Starke Regenfälle in den Sommermonaten führen auf den ausgetrockneten Böden schnell zu Hochwasser

chaos eine afrikanische lockere Logistik geboren, die Sie vermutlich noch nie gesehen haben. Unglaublich! **N wie Natur** Die Natur hier in Deutschland ist für mich das Allerschönste! Ich würde nie wieder in der Stadt wohnen wollen. Ich genieße das unglaublich, wenn ich wieder herkomme, dieses Grün – Deutschland ist schön von oben bis unten! In Burkina Faso haben wir manchmal neun Monate keinen Tropfen Regen. Dann ist alles, was nicht bewässert werden kann, vertrocknet, und wir sehen fast nur die rote Erde.

O wie Ouagadougou Ich lebe jetzt seit fast 20 Jahren in dieser Zwei-Millionenstadt, und in der Zeit ist sehr viel passiert. Die Innenstadt hat sich sehr verändert, die Straßen sind oft asphaltiert, wir haben inzwischen auch vier- und fünfstöckige Häuser, wir haben jetzt auch zwei oder drei Aufzüge, es gibt aber immer noch keinen McDonalds und immer noch keine Rolltreppe. Aber die vielen Vororte, die riesigen Lehmhaus-Vororte mit all ihren vielen und lebenslustigen Menschen, von denen so viele früh sterben müssen, weil Medikamente fehlen, die sind genauso geblieben. Und die Menschen sind auch genauso geblieben.

Ö wie ökologischer Landbau Wir sind dabei, auf unserer Farmschule für biologischen tropischen Anbau Dinge auszuprobieren, die andere noch nie gemacht

haben. Alles steht und fällt aber mit der Bewässerung. Leider fallen oft die Pumpen aus. Wir versuchen es mit Solarpumpen, aber die sind noch nicht ergiebig genug. Wir haben Erfolge! Da gibt es ehemalige Farmschüler, die in ihren Dörfern seit 500 Jahren mit ihrer Familie immer nur Erdnüsse und Hirse im Wechsel angebaut haben. Unsere Jungs bauen jetzt drei Tonnen Bio-Sesam an und verkaufen locker nach Deutschland. Das ist das Beste, was passieren kann. Von den ersten 100 Jungs, die auf dieser Farmschule waren, haben inzwischen 80 ihr eigenes Land. Die können jetzt die Schule für ihre Kinder selbst bezahlen, was man nicht von vielen Leuten sagen kann.

P wie Pensionierung Ich finde es schön, älter zu werden. Und ich versuche seit einem Jahr, mittwochs nicht mehr zu arbeiten. Mein Mann hat neulich gerade gefragt: Weißt du, wie oft dir das gelungen ist? Ich sage, nö, er sagt, zwei Mal. Es ist mein Lebenswerk, wie soll ich mich da pensionieren lassen?

R wie Religion Glauben, fest glauben ist für mich ein riesengroßer Fundus, aus dem ich mein Leben gestalten darf. Wenn ich an Gott glaube, finde ich immer wieder neue Beweise und Zuwendungen, die mir zukommen. Daraus erwächst dann eine Kraft, die andere Menschen nicht so leicht haben. Jeder, der

Die Arbeit Katrin Rohdes wird auch von der Politik wahrgenommen: oben Mme. Bernadette Chirac, die Ehefrau des damaligen französischen Staatspräsidenten, 2001 beim Besuch von A.M.P.O., unten die Gründerin mit dem Vorsitzenden der SPD-Fraktion, Frank-Walter Steinmeier

nach Afrika kommt und sagt, er glaube nicht an Gott, erntet riesiges Mitleid: »Um Gottes Willen – Sie armer Mensch!« Und das Schöne ist: In Burkina Faso leben die Religionen wirklich friedlich zusammen. Oft finden Sie Leute, die miteinander Bibel und Koran am Straßenrand diskutieren. Es ist so, dass man in jeder Situation, schlecht oder gut, denkt, Moment mal, Gott, wie siehst du das? Ja, gut so, der Weg ist gut, den gehen wir jetzt weiter. Es ist ein Leben im Gottesgedanken, das ist das Entscheidende, was alle Religionen teilen.

S wie Selbstkritik Oh, sehr viel Selbstkritik, jeden Tag wieder neu. Meine Ungeduld! Ich habe am Anfang bestimmt nicht genug auf Afrikaner gehört. In Afrika braucht man afrikanische Lösungen, da kann man nicht mit deutschen Erfahrungen kommen und erwarten, dass die passen. Das habe ich ziemlich schnell gelernt. Das hat ja auch was mit Achtung und Respekt zu tun. Trotzdem möchte ich, dass die alten Zustände sich in vielerlei Hinsicht ändern, weil es sonst nicht zuträglich ist, gerade für die Kinder und Mütter.

Sch wie Schlingensief Ich habe Christoph Schlingensiefel kennen gelernt, wir mochten uns sofort. Ich finde es schön, wenn eine Schule gebaut wird. Aber um hier eine Schule zu bauen, kommt man mit 30.000 Euro aus. Und dieses Projekt verschlingt Millionen. Eine Oper zu bauen, in einem Land, wo die Frauen nicht mal genügend Geld haben, um eine einzige Paracetamol für ihr sterbenskrankes Kind zu kaufen – das finde ich doch etwas vermessen. Hinzu kommt, dass

Gas gegeben und auf der Überholspur von Anfang an: Klein-Katrin mit 4 Jahren im Mini-Auto auf dem Hamburger Dom





Stationen eines bewegten, abenteuerlichen Lebens, das behütet in Norddeutschland begann und bis nach Westafrika führen sollte: Katrin mit 7 Jahren beim Kinderfest der Grundschule in Hamburg Groß-Flottbek, mit 36 fröhlich neben ihrem schnellsten Motorrad, ...

dieses Operndorf 40 Kilometer außerhalb der Hauptstadt liegt, und keiner hier wagt es, abends auch nur in die Vororte zu fahren, weil die Leute Angst haben vor Straßenbanditen. Ich wünschte, sie würden das Opern- Projekt in einem der vielen leer stehenden Theatern der Hauptstadt aufziehen.

St wie Stiftung Wir finanzieren unsere sämtlichen Einrichtungen ausschließlich aus privaten Spenden. Hier ein Dank an alle unsere treuen Geber! Es gibt inzwischen auch eine Stiftung. Von den Zinsen finanzieren wir mittlerweile schon die Krankenstation und die beiden Mädchenhäuser Mia und Alma. Ich würde gern, um AMPO auf Dauer abzusichern, das Stiftungsgeld erhöhen, das heißt, ich würde mich sehr über Zustifter freuen, die dort etwas einbringen.

T wie Talente Ich bin ein »Rudolf-Steiner-Kind« und hatte die große Chance, meine Talente selbst erkennen und ausleben zu können. Ich habe eine hoch besessene Mutter gehabt, die Buchhändlerin war, meine Schwester ist auch eine bravouröse Buchhändlerin. Die inneren Türen standen immer ganz weit offen. Das hat es mir bestimmt erleichtert, diesen radikalen Wechsel der Kontinente zu vollziehen. Es hat mich früher schon immer sehr beeindruckt, wie beispielsweise die Amerikaner ihre Berufe und ihre Wohnorte



wechseln und von einem Tag auf den anderen etwas völlig anderes machen. Offen sein für mögliche Änderungen, auch große Entscheidungen, das wünsche ich mir manchmal mehr in Deutschland. Think big!

U wie Urlaub Hatte ich vor zwei Jahren zum ersten Mal wieder, nach mehr als fünfzehn Jahren. Ich habe mein altes Urlaubsland Portugal wieder neu entdeckt. In diesem Jahr fahre ich wieder hin. Ich treffe mich



... mit 40, umringt von Mitarbeitern und Lehrlingen, in ihrer Plöner Buchhandlung, mit 53 stolz bei der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes und schließlich vor 14 Jahren an der Seite ihres Mannes Salif. Das Foto unten links zeigt sie 1954 beim Hochwasser im Hamburger Hafen

dort mit meinen Freundinnen und freue mich schon sehr darauf.

V wie Vorbild Albert Schweitzer? Das ist natürlich hoch gegriffen, aber doch, ja.

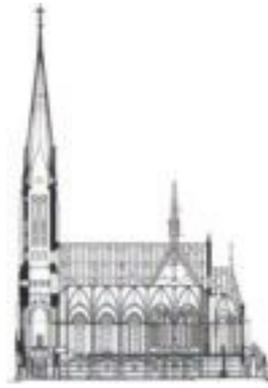
W wie Werte Was sind meine Werte? Aufrichtigkeit natürlich. Zugeben können, wenn man Fehler macht. Nicht immer dieses »Ich war's nicht«. Ich selber treffe bei 100 Entscheidungen bestimmt 20 falsche. Aber dazu muss man stehen. Möglichst nicht lügen. Fürsorge, um mich herum für Menschen zu sorgen. Wenn du in Afrika ein halbes Huhn hast, gibst du einen Flügel ab, den isst dann jemand anders. Dann kannst du beruhigt deinen Teil essen. Aber wie soll ich in Deutschland beruhigt essen, wenn ich nichts abgeben kann?

W wie Wohnen Unsere Kinder ziehen mit 19 bis 20 Jahren aus dem Waisenhaus aus. Schon lange vorher versuchen wir, sie wieder in ihre Großfamilien zu integrieren, alleine schon um einen Schlafplatz zu finden. Das geht aber nicht immer gut, viele sind ja auch gefundene oder verlassene Kinder. Diese ziehen dann häufig in so eine Art WG. In Afrika wohnt man nicht allein, das wäre ganz traurig. Man schläft auch am besten mit vielen Leuten um sich herum. Am liebsten mit viel Lärm und Musik, auf einer schmalen Bank mitten im Getöse!

Z wie Ziele Ich möchte für das Land Burkina Faso erreichen, dass jeder frei seine Verantwortung für eine positive Entwicklung leben kann. Dass die Menschen dort begreifen, dass ein Leben hier in Europa sie nicht unbedingt glücklicher machen muss. Dass meine Mädchen frei und ungehindert in ihren jeweiligen Berufen erfolgreich sind! Und ich möchte, dass diejenigen, die in Europa gestrandet sind und womöglich Drogen verkaufen, bitte wieder zurückkommen und ihr eigenes Land vernünftig aufbauen. Am meisten wünsche ich mir mehr Gerechtigkeit. Trotz aller harten Realitäten, ein wenig Traum muss bleiben!



*Katrin Rohde:
Mama Tenga.
2. Auflage 2010
ISBN 978-3-941308-37-4
edition wartenau
Euro 12,80*



St. Gertrud auf der Uhlenhorst

Unterwegs mit Gott

»Überrascht stand er stille und betrachtete Stadt und Gegend. ›Ja, dort wird Klein-Muck sein Glück finden«, sprach er zu sich und machte trotz seiner Müdigkeit einen Luftsprung, ›dort oder nirgends.« Aber – ach – der Kleine Muck aus Hauffs gleichnamigem Märchen wird zwar nach vielen Abenteuern reich an Geld und Gut, Freundschaft und Liebe jedoch findet er nicht. Bitterlich enttäuscht von seinen Mitmenschen wendet er sich schließlich ab und zieht sich in seine Heimatstadt zurück.

◆ Im Märchen heißt es, du kannst deinem Schicksal nicht entgehen, die Psychologie würde sagen, du nimmst dich immer selber mit. In jedem Fall wird deutlich, dass Weglaufen zu nichts führt. Trotzdem übt das Wegfahren, das Unterwegssein eine unablässige Faszination aus. Viele Menschen fühlen sich erst auf Reisen lebendig. Etwas ganz anderes als den Alltag erleben, sich selbst neu spüren, zur Ruhe kommen: Die Gründe sind vielfältig. Mitunter glauben wir auch, erst weit ab von dem Gewohnten wirklich abschalten zu können und unsere eigenen Grenzen, aber auch Möglichkeiten neu zu erkennen.

◆ Der Faszination des Reisens zu erliegen, ist aber streng genommen erst der zweite Schritt. Am Anfang steht der Zwang zum Unterwegssein. Alle Zelte abbrechen, um nach neuen Überlebensmöglichkeiten zu suchen, in ein anderes Land gehen, um eine heiratsfähige Frau zu finden, unterwegs auf der Flucht vor denen, die einem nach dem Leben trachten, unterwegs, um Neues bekannt zu machen. Von allen diesen Gründen, sich auf den Weg zu machen, wird in der Bibel erzählt. Abraham wird von Gott in ein Land geschickt, »das ich dir zeigen werde«, ein Land, in dem er und beschwert leben sollen. Abrahams Sohn um Rebekka zu finden und sie zu seiner längere Wege zur ersehnten Partner-

seine Familie siedeln, sich vermehren und un-
Isaak wiederum macht sich auf den Weg,
Frau zu machen. Manchmal führen erst
schaft, in der Bibel wie heute.



Pastorin Birgit Feilcke

Seelsorgerin bei PFLEGEN & WOHNEN

FINKENAU, UHLENHORST UND MOOSBERG

**SCHÖNE GLASFENSTER ZIEREN
DIE NEOGOTISCHE KIRCHE ST. GERTRUD
MITTEN IM HERZEN HAMBURGS**



- ◆ Elia, einer der Propheten im alten Israel, muss fliehen und sich verstecken vor denen, die ihn töten wollen. Er hatte sich mit seiner Predigt und der Unerbittlichkeit seines Auftrags Feinde gemacht. Auf der Flucht erleben er und die Menschen, die ihm helfen, viele Wunder. Und so gewinnt er Menschen für Gott. Wie auch Paulus, der, um seinen Glauben an Christus bekannt zu machen, weite und gefährliche Reisen unternimmt.
- ◆ Gott, so wird in der Bibel berichtet, ist bei denen, die sich im Glauben an ihn auf den Weg machen. Über Jahrhunderte haben Menschen so Trost erfahren, denn sie hatten das Vertrauen, nicht allein und verlassen gehen zu müssen. So konnten sie auch in der Fremde Geborgenheit und so etwas wie Heimat spüren und zur Ruhe kommen. Zu einer erfüllten Ruhe, voll von Zufriedenheit und dem Gefühl, hier und jetzt genau richtig und willkommen zu sein.
- ◆ Genau dies wünschte ich mir, auch in unseren Gottesdiensten in den Häusern von PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG vermitteln zu können. Fast allen unseren Gottesdienstbesuchern ist gemeinsam, dass sie sesshaft geworden sind. Die eigene Mobilität erleben sie als stark eingeschränkt, das Wissen, auf Hilfe angewiesen zu sein, empfinden viele als Belastung.
- ◆ Das Unterwegssein wird dann zu einer Reise im Kopf, zu den Erinnerungen, Bildern, aber auch Ängsten, die uns einmal umgetrieben haben. Schöne Reisen können so unternommen werden, aber auch sehr aufwühlende. Gut, wenn es dann jemanden gibt, der zuhört, ohne zu werten. Einen, der einfach da ist und Verständnis zeigt. Bei Schmerzen und körperlichen Einschränkungen kann jede Bewegung zu einer großen Anstrengung werden. Schön, dann jemanden zu haben, der nicht ungeduldig wird bei meinen langsamen Schritten und meinem mühevollen Tasten. Jemanden, der mich auch gewähren lässt und mir nicht alles abzunehmen versucht.
- ◆ Im Alter können es die kleinen Schritte sein, die wieder große Bedeutung gewinnen. So wird, nach Krankheit und Schmerzerfahrung, die Freude groß sein, wenn man die Körperpflege wieder allein bewältigen oder auch aus eigener Kraft ein Ziel erreichen kann. Auch unsere Umgebung mit dem Wechsel der Jahreszeiten und den Wundern der Natur um uns herum gewinnt wieder an Bedeutung und kann oft nach Jahren viel bewusster wahrgenommen werden.
- ◆ Wenn es heißt, wir können unserem Schicksal nicht entgehen oder auch, wir nehmen uns selber immer mit, dann sind wir auch im Alter, auch als Menschen, die bei PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG zu Hause sind, immer als wir selbst unterwegs. Befreit glücklicherweise von dem Zwang, für uns und unsere Familie nach Überlebenschancen zu suchen, befreit hoffentlich auch von dem Zwang, stets Neues und Besonderes erleben zu müssen. Aber auch gezwungen, mit Einschränkungen und Schwierigkeiten zu leben. Auf der Suche nach Geborgenheit und Sicherheit in den kleiner werdenden Schritten, die wir tun. Und dabei – so ist uns zugesagt – begleitet von Gott, der unseren Weg, unseren Eingang und Ausgang behütet.

Gute Schritte, große wie kleine, wünscht Ihnen allen
Ihre Pastorin Birgit Feilcke

Aufbrechen und ankommen – was Frauen einander erzählen könnten

Sie war geflohen. Damals als Kind in einem kalten Winter. Sie war dabei, als ihre Mutter vergewaltigt wurde. Sie hat das nie vergessen können, so sehr sie es auch versuchte. Ihr Lebtage lang hat sie Schutz gesucht. Ein wenig in ihrer eigenen Ehe und ihrem Zuhause Geborgenheit gefunden. Doch nun im Alter kommen die Erinnerungen ungefiltert zurück. Sie verlässt ihre Wohnung, begibt sich auf die Flucht, wird von Nachbarn oder ihren Kindern wieder nach Hause gebracht. Bis sie nicht mehr allein leben kann. Sie braucht Hilfe, aber sie läuft einfach immer wieder weg. Alle finden es schwer, mit ihr zurechtzukommen. Die Kinder werden ungeduldig, und auch die Pflegekräfte seufzen so manches Mal.

Die junge Frau, die in ihrer Nachbarschaft wohnt, ist selbst vergewaltigt worden. Damals war sie 16 Jahre alt. Es war Bürgerkrieg, das alte Jugoslawien zerfiel und wurde zerstört. Die Dörfer wurden angezündet. Es brannte überall. Die schönen Olivenhaine verbrannten. All das ist nun in ihrer Seele eingebrannt. All die Bilder. Mit niemandem kann sie darüber reden. Verschlussen ist sie. Sie bringt die Kinder in den Kindergarten, sie geht nach Hause. Ihre Wohnung ist sauber, wirklich sauber. Sie putzt den ganzen Tag. Sie funktioniert. Die Umgebung ist ihr fremd, ihre Kinder mit der fremden Sprache werden ihr immer fremder. Die Nachbarn finden sie komisch, kaum jemand redet noch mit ihr.

Die andere junge Frau, aus der Ukraine, ist gezielt angelockt worden: gute Bezahlung, schöner Job. Nun putzt sie Haushalte und kann froh sein, dass sie nie so schön ausgesehen hat wie ihre Freundinnen, die alle verschwanden. Sie mag nicht darüber nachdenken. Ihr Land ist fast leer. Kinder sind dort alleine zu Hause, und Großeltern übernehmen die Erziehung.

Sie putzt und pflegt die Menschen, die sie besucht. Sie lächelt – und doch, wenn sie nachdenkt, möchte sie weinen – und nie wieder aufhören. Sie ist so vertraut mit den intimsten Details ihrer Auftraggeber, und doch hat sie niemanden, mit dem sie reden kann. Alle finden sie höflich und nett. Sie wird gerne weiterempfohlen. Sie braucht das Geld für zu Hause. Wie lange wird sie durchhalten? Das fragt niemand.

Die vierte Frau, mittleren Alters und mit eigener Familie, lebt mitten unter ihnen. Ihre Sorgen sind, dass ihre Kinder in der Schule gut mitkommen, dass sie die richtigen günstigen Dinge einkauft, dass sie den Urlaub plant, dass sie regelmäßig ihren Sport macht und die Verabredungen mit ihren Freundinnen einhält, um ins Kino zu gehen. Ihre Gesprächsthemen sind oft die gleichen. Da sind die alltäglichen Sorgen, die kleinen Reibereien am Arbeitsplatz, in der Nachbarschaft, in der Beziehung, mit den Kindern. Von den Frauen um sie herum weiß sie nichts. Sie grüßt freundlich, wenn sie sie trifft.

Was wäre, wenn sie irgendwann alle zusammenkommen, einmal nur, an einem Abend? Was wird passieren? Die einen merken, dass sie nicht allein sind, die anderen, dass ihr Alltag eben Alltag ist und es andere Dinge gibt, die im Leben schwer wiegen. Alle aber merken, dass vieles durchs Reden leichter wird. Es braucht nicht viel, um die Frauen zusammenzubringen. Es braucht einen Raum, Zeit und jemanden, der wertschätzend zuhören kann. Flucht und Migration sind tatsächlich Menschheitsthemen. Seit Jahrtausenden machen sich Menschen auf den Weg, aus unterschiedlichen Motiven, je nach historischer Situation. Vor 65 Jahren war es die verbliebene Bevölkerung der ehemals deutschen Ostgebiete, Frauen

1945: Die große Flucht. Die Menschen müssen überall zusammenrücken und drängen sich auf engstem Raum in Flüchtlingslagern und Notunterkünften



und Kinder meist. Heute sind es junge Leute, die aus fernerer Ländern vor politischer Verfolgung fliehen oder weil sie hoffen, mit dem bei uns verdienten Geld gut leben und ihre Familien unterstützen zu können. Frauen sind dabei noch stärkeren Gefahren ausgesetzt als Männer, oft leiden sie auch stärker unter der Fremdheit. Ich wünschte mir, unsere älteren Frauen, die Flucht und Vertreibung noch selbst erlebt haben, würden mit den jüngeren Frauen, die heute aus ähnlichen oder anderen Motiven bei uns gelandet sind, ins Gespräch kommen. Sie müssten einander viel zu erzählen haben. Es wäre so leicht, ein klei-

nes Frauen-Café aufzumachen und sie zusammenzubringen. Da backen die einen den Kuchen, und die anderen bereiten den Tee oder Kaffee. Es würden Backrezepte ausgetauscht, es würde erzählt, und bei aller Schwere käme auch das Lachen zurück.

Ist dies eine Utopie? Auf alle Fälle könnte es den neu Angekommenen helfen, mit ihrem Leben hier besser zurechtzukommen, vielleicht sogar hier Wurzeln zu schlagen. Und uns selbst könnte es helfen, uns unserer eigenen Wurzeln wieder bewusster zu werden. Machen wir uns also auf den Weg.

Fanny Dethloff



Pastorin Fanny Dethloff (Jg. 1959) ist Beauftragte für Menschenrechte, Migration und Flucht der Nordelbischen Evangelisch-lutherischen Kirche in Hamburg, Vorsitzende der Ökumenischen Bundesarbeitsgemeinschaft Asyl in der Kirche und seit 12 Jahren in der Flüchtlingsarbeit aktiv, davon drei Jahre als Gefängnisseelsorgerin. Die Hinwendung zu Flüchtlingen und Migranten betrachtet sie als ein modernes, prophetisches Amt – für sie steht dabei die Glaubwürdigkeit der Kirche auf dem Spiel. Denn, so sagt sie: »Im Fremden begegnen wir Gott selbst.« Für ihr Engagement wurde sie mit dem Dorothee-Sölle-

Preis geehrt. Informationen: www.hamburgasyl.de und www.kirchenasyl.de. Hier und da gibt es schon solche Erzählprojekte, wie Fanny Dethloff sie hier vorschlägt: Kirchengemeinden, Geschichtswerkstätten und Mehrgenerationenhäuser veranstalten manchmal Erzählnachmittage und Biografieseminare, die den Lebens- und Migrationsgeschichten der Teilnehmer gewidmet sind.



Von Reiseträumen und TRAUMREISEN



Weil mich Reisen vorwärts bringt

Ein ganz persönlicher Erfahrungsbericht über das Reisen

Was willst du denn in Alaska? Die haben dort nie schönes Wetter. Warum willst du überhaupt dorthin? Kein Mensch fährt nach Alaska in den Urlaub! Über derlei Einwände muss sich hinwegsetzen, wer sich Träume erfüllen will. Ich habe das einige Jahre lange ziemlich intensiv getan und bin froh darüber. Froh, dass mein heutiger, zwar beileibe nicht trister, aber doch sehr geregelter Alltag von den bunten Erinnerungen an diese Zeiten illuminiert wird.



Natur, so weit das Auge reicht: Mit über 2456 Seen ist der Algonquin Park in der kanadischen Provinz Ontario ein Ereignis

Mit Träumen fängt alles an

Irgendwann, ich war noch ein Jugendlicher und zum ersten Mal in Kanada, hatte ich im Schlaf einen Traum: Ich sah mich am Meer in Anchorage (Alaska) sitzen, einer kleinen Cowboystadt. Adler waren in der Luft, Weißkopfadler, Berge und viel Wasser prägten die Szenerie. So war Anchorage. Dachte ich in meinem Traum. Ich saß am Meer, und es war ein gutes Gefühl. Als ich erwachte, wusste ich: Da wollte ich hin. Einmal im Leben nach Alaska, das ja schon so klingt, als wäre es am anderen Ende der Welt. Natürlich mit dem Auto, den Alaska

Highway entlang, der durch unendliche Weiten führt, ungeteert und menschenleer. Mein Reisen, ein Abenteuer. Der Traum kam später immer wieder und ließ mich nicht mehr los. Jahre später, als Student, saß ich in den Semesterferien am Steuer eines Lastwagens auf meiner ersten Tour von München nach Spanien. Gerade ging die Sonne auf, als kurz vor Perpignan in Südfrankreich die Pyrenäen dem morgendlichen Nebel entstiegen. Von null auf hundert in einer Minute – so standen sie im ersten Sonnenlicht des Tages vor mir! Linker Hand war von der Autobahn aus das glitzernde Mittel-



Während ein imposanter Wapiti-Hirsch grast, türmen sich über dem 1000 Islands Lake in Ontario dramatische Wolkenberge

meer zu sehen, unmittelbar vor mir die wandartigen, leuchtenden Berge des unbekanntes Gebirgszuges. Ich war müde, unvorbereitet und überwältigt zugleich. In dem Moment wusste ich, dass ich ein weiteres Traum-Reiseziel entdeckt hatte. Im Geiste sah ich mich schon die Gipfel und Burgen der Katharer erklimmen, mit dem Fahrrad vom Mittelmeer durch die Berge zum Atlantik strampeln, mit französischen Rentnern Boule spielen, Baguette, Käse und Tomaten essen, Rotwein trinken...

Ein anderes Mal saß ich im Wartezimmer meines Zahnarztes und las, um mich von der bevorstehenden Qual abzulenken, inbrünstig ein Reisemagazin. »Durch Finnland zum Nordkap mit dem Wohnmobil«. Die Angst vor der Behandlung konnte gar nicht so groß sein, als dass ich nicht schon im Wartezimmer unterwegs war zum nördlichsten Punkt Europas! Vorbei an tausend Seen und dem Weihnachtsmann! Einmal die russische Grenze sehen, Polarkreistaufe... Überraschenderweise überlebte ich die Prozedur beim Zahnarzt – und es stand für mich fest: Auch durch Finnland werde ich noch reisen.

Aus dem Traum wird Sehnsucht

Sie kennen das sicherlich: Zuerst erzählt man allen Freunden von seinem Ziel, kippt geschickt sämtliche Einwände, Ratschläge und Befürchtungen über Bord und versucht, den Ratlosen

die Grandiosität des Unterfangens beizubringen. Dann wird gespart, oft jahrelang, danach gebucht, so früh wie möglich. Nicht unbedingt, weil es billiger ist, sondern vielmehr, weil mit dem Besitz des Tickets die Reise schon beinahe begonnen hat. Mit der Vorbereitung wächst die Sehnsucht, dass es doch endlich losgehen möge. Dieses Gefühl ist mir bis heute geblieben. Eine kleine Sehnsucht nach dem Reisen allgemein, eine große und nie mehr enden wollende nach Orten und Ländern, in denen ich war und zu denen ich noch will: Norwegen, Frankreich, Finnland, Kanada, Alaska, New York... Diese Sehnsucht ist heute noch da und packt mich am stärksten, wenn ich an Kanada denke. Vielleicht deshalb, weil es das erste, ferne Land war, das ich als 14-Jähriger besuchen konnte, weil ich dort liebe Verwandtschaft habe und weil es mit »unserem« Blockhaus in Goodsoil einen unvergleichlichen Sehnsuchts-Ort gibt. Ich mag diese Sehnsucht. Sie war und ist der Motor für meine Unternehmungen.

Reisen heißt Begegnung

Können Sie sich vorstellen, auf einer Mountainbike-Tour einem Bären zu begegnen, der unverhofft wenige Meter vor Ihnen auf Ihrer Fahrspur steht? Nun gut, nur ein Schwarzbär, aber der spontane Schweißausbruch ersetzt den Sport einer ganzen Woche. Oder die Begegnung mit 15.000 Gläubigen am Nachmittag in



Abseits der Städte ist die Zahl der Besucher sowohl in Québec als auch in der Provinz Saskatchewan überschaubar

Lourdes, als ich mit dem Fahrrad vom Col de Tourmalet kam und dort die Messe miterleben wollte. Nie wieder in meinem Leben sind mir so viele schwer kranke Menschen begegnet, die zuversichtlich und fröhlich waren.

Ich erinnere mich an eine Einladung, die ein freundlicher Finne auf dem Campingplatz aussprach. Er wollte mich mit zum Fischen nehmen. Er konnte kein Wort Englisch oder Deutsch, Finnisch versteht außer den Finnen selbst sowie niemand. Als wir noch nichts gefangen, aber viel getrunken hatten, klappte die Konversation plötzlich. Und ich bilde mir noch heute ein zu wissen, über was wir uns damals ausgetauscht haben. Oder die Begegnung mit der Natur, einem Tornado nahe Saskatoon in Kanada, als der Wind so stark war, dass mein VW-Bus nicht mehr vorwärts kam und ich hastig einen Parkplatz neben einem hilfsbereiten Truck suchte. Auch habe ich das glühende Rot des Himmels noch vor Augen, als nach einem Unwetter die Sonne plötzlich wieder zum Vorschein kam und die nasse Straße nahe Bear Lake (Kanada) aussah wie ein Band aus frischem Blut. Die Begegnung mit Neuem, mit Andersartigem, mit Menschen, Städten, Landschaften, Kulturen und Religionen – all das macht für mich das Reisen aus. Und das Beobachten. Schon als Student hatte ich mir zwei gebrauchte Canon-A1-Fotoapparate gekauft. Zwei deshalb, damit ich nicht ständig die Ob-

jektive wechseln musste. Mit diesen Kameras sind auch die Bilder – meist Dias – gemacht, die diesen Artikel illustrieren.

Im Greyhound durch Kanada

Mit 17 überzeugte ich meine Eltern, einer 5-wöchigen Reise zu unseren Verwandten nach Kanada zuzustimmen. Allein. Eine Woche dort arbeiten, dann ein Monatsticket für den Greyhound-Bus erwerben und ab mit ihm durch Kanada. Nachts im Bus schlafen, tagsüber die Gegend ansehen, und jede Nacht ein Stück weiter. Zwei Jahre später, von Vancouver nach Los Angeles, diesmal mit dem Motorrad in einer Gruppe fremder Hippies. Wieder zwei Jahre später durch die Rocky Mountains bis Vancouver Island mit meinem besten Freund und einem kleinen Pickup. Tagsüber im Auto oder im Freien, auf der Ladefläche, geschlafen. Die Ladefläche und das Dach hatten so große Löcher, dass die dünne Schaumstoffmatratze mindestens fünf Stunden trocknen musste, wenn es geregnet hatte. Und dann noch die Diskussion kurz vor der Abreise: Nehmen wir ein Mädchen mit? Wer bitte nimmt ein Mädchen mit nach Kanada, wenn zwei Jungs dahin wollen? Wohl dank der weisen Entscheidung, zu zweit aufzubrechen, hat unsere Dreierfreundschaft bis heute gehalten.

Ein paar Jahre später mit besserem Pickup nach Alaska! Beeindruckende Einsamkeit ent-

Atemberaubender Blick aufs Gebirgsmassiv:

Wer es bis zum Gipfel des Pic du Midi (2877 m hoch) schafft, wird mit einer sensationellen Aussicht auf den Hauptkamm der französischen Pyrenäen belohnt. Angesichts der luftigen Höhen und im Rausch der Endorphine relativiert sich vieles, was man in den Ebenen des Alltags für unüberwindbar hält



lang des Weges. Ich hatte einen Moment Angst, nie anzukommen: So unendlich weit kam es mir vor. Schnee am Morgen des 1. August am Top of the World Highway bei Dawson City, zwei Tage später minus 8 Grad in Fairbanks, Alaska. Die Frauen ohne Strümpfe im kurzen Rock. Andere Völker, andere Sitten, und dazu gehört wohl auch das Empfinden von Wärme und Kälte, dachte ich mir. Über den Mount Mc Kinley weiter südwärts. Und dann, endlich: Ankunft in Anchorage! Alles sah völlig anders aus, als ich es aus meinem Traum in Erinnerung hatte. Eine hässliche Stadt, Hochhäuser statt Cowboys. Zu meiner Rettung waren die Seeadler da. Sie saßen zahlreich und artig auf den Pfählen im Wasser am Ufer der Fjorde. Und rosafarbene Lachse gab es, die man beim Hinaufwandern mit der Hand aus dem Bach ziehen konnte. Eine Woche später, ein deutliches Stück südlich, lagen wir in der Sonne und haben gebadet und Fotos gemacht vom Auto, das durchgehend und zentimeterdick dunkelbraun war von 2000 Kilometern auf Schotter und Lehm im Regen. Später habe ich in Europa kleine Ferienwohnungen oder -häuser gemietet oder große Wohnmobile für lange Fahrten in den Süden. Mit dem Alter ändern sich die Ansprüche ans Reisen. Kultur, Lebensart und Genuss stehen bei mir heute vor Abenteuer und Natur. Aber es gibt Träume, die sind mir bis heute geblieben.

Was ich erfahren habe und wohin ich noch kommen will

Mit der Zeit habe ich wahrgenommen, dass sich Reisen zum Lernen eignet und zur Erholung. Es fördert die Neugier, gleichzeitig aber Toleranz und Weitblick. Vieles, was ich als selbstverständlich empfand, habe ich nach einer Reise in anderem Licht gesehen. Dazu gehört auch die Überzeugung, dass wir es hier in Deutschland richtig machen, so wie wir zusammenleben. Oder: Nie in meinem Leben habe



Nur noch ein Katzensprung nach Spanien: Sonnenuntergang in der Nähe von Perpignan an der französischen Mittelmeerküste

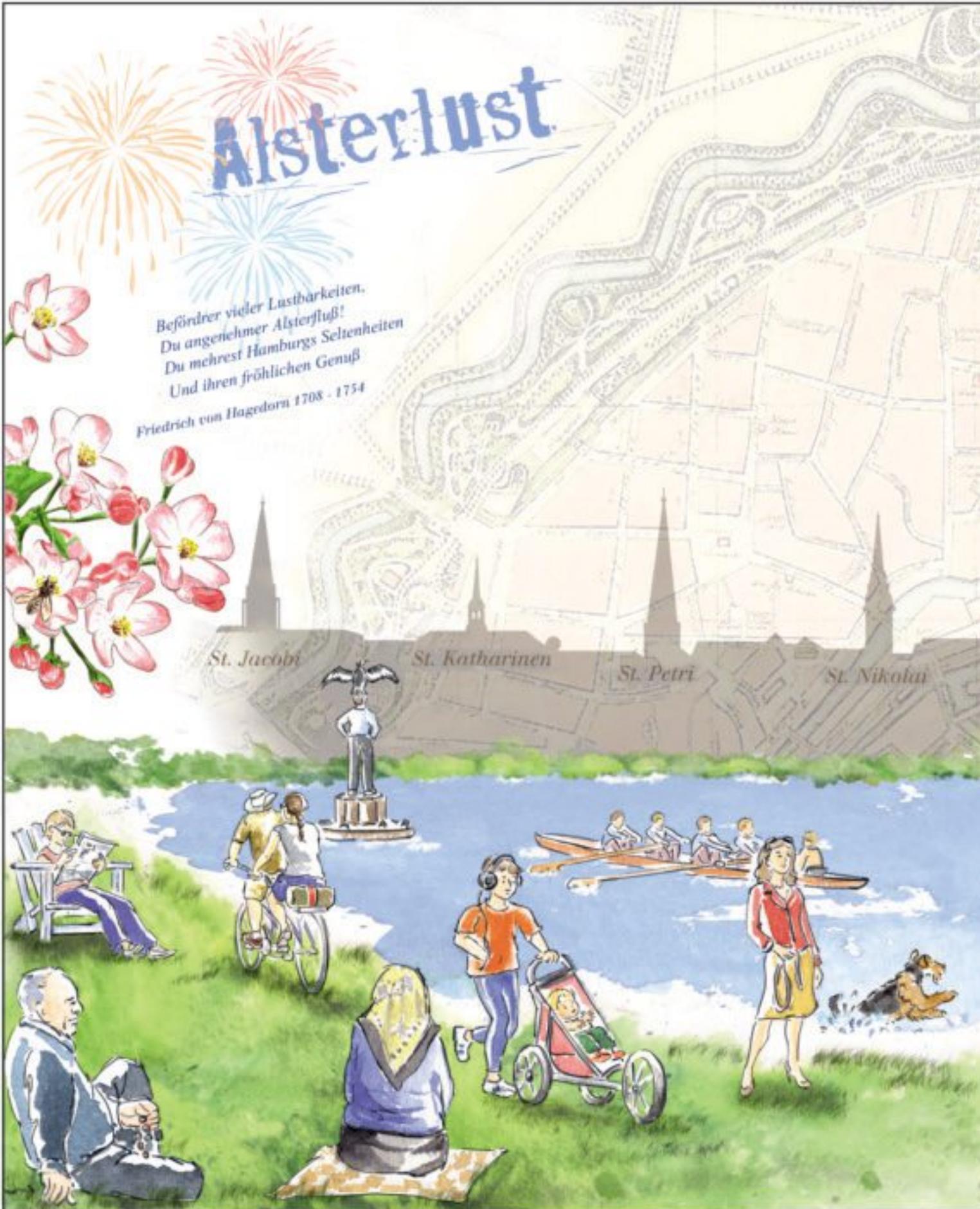
ich so gut gegessen wie an diesem einfachen, schief stehenden Plastiktisch bei den Fischern am Strand von Bali. Oder: Nie habe ich den Wahnsinn von Kriegen stärker empfunden als bei einem ausgiebigen Spaziergang über die Schlachtfelder von Verdun. Selten habe ich besser über mich selbst nachdenken können als auf langen Fahrten durch fremde Gegenden. Meist habe ich das Fremde mit etwas Wehmut hinter mir gelassen.

Wohin ich noch kommen will? Eine Großtier-safari mit meinem Cousin in Tansania habe ich meinen Kindern fest versprochen. Immer wieder nach Italien möchte ich, weil dort Kaffee und Wein einfach besser schmecken als bei uns, sich dort jedes Mal aufs Neue Altes entdecken lässt. Irland, die schottischen Highlands sind weitere Ziele, auch nach Kanada will ich zurückkehren, solange es das Blockhaus und meine Cousins noch gibt. Ganz zu schweigen von China, Russland, Australien... Ich kann aber gut mit der Vorstellung leben, dass einige Vorhaben für immer Träume bleiben werden. Schließlich bin ich im Traum bis nach Alaska gekommen!

Johannes F. Kamm

Alsterlust

Beförderer vieler Lustbarkeiten.
Du angenehmer Alsterfluß!
Du mehrest Hamburgs Seltenheiten
Und ihren frühlichen Genuß
Friedrich von Hagedorn 1708 - 1754



Eldorado für Läufer und Müßiggänger. An Hamburgs Außenalster ist »alle Welt« unterwegs. Alt und Jung, Einheimische und Touristen. Kein Wunder: Die gepflegten Grünflächen und Uferbepflanzungen sowie die 7,4 Kilometer Fuß- und Radwege, die rund um das Gewässer führen, bringen auch den letzten Bewegungsmuffel dazu, an die frische Luft zu gehen. Mit jedem Schritt öffnet sich eine neue Perspektive auf das gegenüberliegende Ufer. Die weißen Gründerzeitvillen auf der Harvestehuder Seite, den Anglo-German Club kurz vor der Krugkoppel-Brücke, Bellevue und Schöne Aussicht auf der Uhlenhorster Seite und Richtung City schließlich die Lombardsbrücke, die die Außen- von der Binnenalster trennt. Warum in die Ferne schweifen?

Außenalster

Binnenalster

Dampfsboot - Wartezimmer

Rathaus

St. Michaelis

26

KREYE

Endlich am Ziel. Das Hotel ist gut, das Zimmer hell. Auspacken und eine Kleinigkeit essen. Ach, wie schön! Nur die Tasche mit Kamera und Handy liegt zu Hause. Vergessen. Und nun? ...

HALLDÓR LAXNESS

Das Fischkonzert

»... Mir kam es so vor, als würden die Leute stets in gleicher Weise von Gardar Holm zum Narren gehalten, ob er ankam oder abreiste; doch er ließ sich nie zum Narren halten, nicht einmal mit einer Ehrenpforte oder einer Blaskapelle, er war ja schließlich nicht umsonst auf dem Friedhof aufgewachsen. Man konnte nicht erwarten, dass er sich nach den Plänen anderer Leute richten würde. Ich erinnere mich an den Tag, an dem die Nordstjarna kam, als sei es gestern gewesen. Natürlich regnete und stürmte es, wer hätte etwas anderes erwartet? Diese acht oder zehn kleinen Mädchen standen fröstelnd und völlig durchnässt am Hafen und zitterten mit den Knien, und es regnete auf ihre Blumen. Einige müde Handwerker mit Blasinstrumenten, unter ihnen der verkrüppelte Schuster von Brunnhus, froren entsetzlich; und es regnete in ihre Instrumente hinein. Sie beschlossen, den Björneborger Marsch zu spielen, noch bevor etwas von der Barkasse zu sehen war, um ihre von der Kälte steifen Mäuler und Finger aufzuwärmen. Nun hieß es, der Bürgermeister habe eben seinen Mantel und seine Galoschen angezogen. Da kam mitten im Marsch ein ganz gewöhnlicher Mann und brachte die Nachricht von der Nordstjarna, dass Gardar Holm nicht unter den Passagieren sei; es sei alles ein Missverständnis, er gebe dieser Tage ein Konzert in Paris. Die Männer hörten auf zu blasen, schütteten das Wasser aus ihren Instrumenten und gingen ihrer Wege. Der Bürgermeister, hieß es, habe seine Galoschen wieder ausgezogen. Die kleinen Mädchen liefen mit ihren Blumen im Regen nach Hause. Und die blumengeschmückte Ehrenpforte wurde abgebaut. Das hatte ich immer geahnt...«

MARIA BEIG

Rabenkrächzen

»... Als nach vielen Monaten die Sehnsucht nach dem Bach übermächtig wurde und sie hinfuhr, erschrak sie. Zuerst meinte sie, sie hätte sich verfahren. Wie auf einem Tablett lag das Bachhaus da. Es sah zwar eher schöner aus, und Handwerker gingen ein und aus. Daran aber lag die Veränderung nicht; die Öde kam vom Bach her. Die Bäume waren weg, die großen Erlen, Eschen und Birken, die am jenseitigen Ufer des kleinen Baches gestanden hatten. Sie ging näher. Der Bach war vollständig anders; sein Bett lag tief, man sah das Wasser kaum fließen. Die Ufer waren steil, mit Brennesseln und hässlichem Gestrüpp bewachsen. Sie hatte im Sinn, eine Weile hinzusitzen und ins Wasser zu sehen, aber dieser Bach verlockte nicht mehr dazu. Außerdem konnte man nicht mehr auf die Bank sitzen, denn auch der Schuppen war nicht mehr da. Seine Bretterwände waren zwar schon vor Jahren schwarzgrau und morsch gewesen, aber er hatte eben dazugehört. Man hatte an ihm die Linien der verschiedenen Hochwasser gesehen. An beiden Seiten des Schuppens waren Holderbüsche gestanden, und es hatte ausgesehen, als hielten sie den Altersschwachen aufrecht. Auf der dem Haus zugewandten Seite war der Schuppen teils offen gewesen. Hier wurden Ackergeräte, Stroh und Reisigbüschel aufbewahrt. Dahinein hatten die Hühner verbotenerweise Eier gelegt, und manchmal fand eine Henne ein so feines Versteck, dass sie dort heimlich eine Riesenschar Kücken ausbrüten konnte. Jede gerade amtierende Bachbäs freute sich darüber. An der rückwärtigen, der dem Bach zugewandten Seite, war die Bank, und das war das Beste am Schuppen ...«



THOMAS MANN

Buddenbrooks

»... Es war eine größere Gesellschaft, auf die Tony zuschritt, während Morten Schwarzkopf sich rechter Hand zu den großen Steinblöcken begab, die neben der Badeanstalt vom Wasser gespült wurden, – eine Gruppe, die vor dem Möllendorfschen Pavillon lagerte und von den Familien Möllendorpf, Hagenström, Kistenmaker und Fritsche gebildet ward. Abgesehen von Konsul Fritsche aus Hamburg, dem Besitzer des Ganzen, und Peter Döhlmann, dem Suitier, bestand sie ausschließlich aus Damen und Kindern, denn es war Alltag, und die meisten Herren befanden sich in der Stadt bei ihren Geschäften.

Konsul Fritsche, ein älterer Herr mit glattrasiertem, distinguiertem Gesicht, beschäftigte sich droben im offenen Pavillon mit einem Fernrohr, das er auf einen in der Ferne sichtbaren Segler richtete. Peter Döhlmann, mit einem breitkrepfigen Strohhut und rundgeschnittenem Schifferbart, stand plaudernd bei den Damen, die auf Plaids im Sande lagen oder auf kleinen Sesseln aus Segeltuch saßen: Frau Senatorin Möllendorpf, geborene Langhals, die mit einer langgestielten Lorgnette hantierte und deren Haupt von grauem Haar unordentlich umstanden war; Frau Hagenström nebst Julchen, die ziemlich klein geblieben war, aber, wie ihre Mutter, bereits Brillanten in den Ohren trug; Frau Konsulin Kistenmaker nebst Töchterchen und die Konsulin Fritsche, eine runzelige kleine Dame, die eine Haube trug und im Bade Wirtspflichten versah. Rot und ermattet sann sie auf nichts als Réunions, Kinderbälle, Verlosungen und Segelpartien... Ihre Vorleserin saß in einiger Entfernung. Die Kinder spielten am Wasser...«

BREYTEN BREYTENBACH

Rückkehr ins Paradies

»... In der Stadt herrschte immer ein Geruchsgemisch nach Fisch und Meer und Öl und Müll und Verfall und Kot und süßen Blumen und Weihrauch. Ich weiß noch, dass wir hoch oben im Hotel hinausblickten auf das Meer. Der Himmel war oft trüb, grau. Die Stadt – ihre wimmelnden Docks, der Hafen mit seinem Friedhof toter Schiffe, der barockhübsche Bahnhof, der Präsidentenpalast mit den mannequinartigen Wachen, im Stechschritt paradiierend, in ihren schwarzen Pluderhosen und Schuhen mit spitz geringelten Zehen und roten Pompons, mit den von Flamboyants beschatteten Straßen, den Palmen, den Bananenstauden, den Bougainvilleen, den rosa Hibiskussträuchern, den Märkten mit ihrer Menschenmenge, der großen, mit dem Geld der Saudis erbauten Moschee, einer der besten arabischen Bibliotheken der Welt, den hinkenden, lahmen Bettlern in der Umgebung des Außenministeriums, den Männern in ihren *bubus* (weiten Umhängen), gruppenweise rund um Kohlebecken auf dem Pflaster hockend, den Hüften rollenden Schönheiten mit enganliegenden Kleidern und dazu passendem Kopfschmuck, den Koranklassen unter Bäumen praktisch auf der Straße, dem Lehrer und den Knaben mit hölzernen Tafeln und Schiefergriffeln, Sandalen und Schuhen, in genau ausgerichteten Reihen aufgestellt, die rhythmischen Rezitationen – die Stadt schief. Das erste Morgenlicht quoll über das Meer, die Umrisse meines Gesichtsfeldes begannen zu schimmern. Am Horizont lag die Insel Gorée wie ein toter Wal in der Untiefe. Die Küstenstraße entlang kam ein Rudel Hunde, vollkommen geräuschlose Erscheinungen aus Haut und Knochen, und durchstöberten systematisch jeden einzelnen Mülleimer und schwarzen Müllsack. Dieses Bild vergeht nicht, bleibt bei mir...«



» ... weil immer jemand lacht«



PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG

In Gemeinschaft leben. Seit 1619



■ Von dem großartigen Schauspieler und Komiker Charlie Chaplin (1889–1977) ist der Satz überliefert: »Ein Tag ohne Lachen ist ein verlorener Tag!« Nun gibt es zweifellos Phasen im Leben, in denen einem nach allem zumute ist, nur nicht nach Lachen. Gut, wenn man dann weiß, dass man nicht alleine ist. Nein, das Leben ist kein Trauerspiel. Auch nicht im Alter. Bei PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG treffen die unterschiedlichsten Charaktere aufeinander. Klar herrscht da auch mal dicke Luft. Aber was Außenstehende leicht übersehen und sich kaum vorstellen können: Hier wird auch viel gelacht! Selbstverständlich wird respektiert, wenn jemand lieber für sich sein möchte. Aber wer immer gerne in Gemeinschaft war, muss auch bei PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG nicht alleine bleiben. Wie schön, wenn ein Mitbewohner Interesse an der eigenen Biografie zeigt, wenn die Pflegekraft mit kleinen Gesten deutlich macht, dass sie einen Menschen, der ihr anvertraut ist, voll und ganz respektiert und schätzt, oder wenn die Enkelin zu Besuch kommt und sich über ihren Opa genauso freut wie der über sie. Zuwendung ist ein hohes Gut, und wer dies tief im Innern wahrnehmen kann, hat wahrlich Grund zum Lachen – egal, ob jung oder alt. [SK]



»Frau Burmester ist weg«,
geht es immer wieder
durchs ganze Haus. »Meine
Frau kennt hier jeder.« Herr
Burmester muss schmun-
zeln, als er von den »Aus-
flügen« seiner Frau erzählt.
Auch wenn er sich gerade
in der Anfangszeit oft große
Sorgen gemacht hat.



rastlos

Demenz





■ Ehepaar Burmester hat im April 2010 bei PFLEGEN & WOHNEN FARMSSEN ein neues Zuhause gefunden und dort seine Wohnung im Kleinformat wieder eingerichtet: Wohnzimmer, Essecke, Ehebett – es sieht gemütlich aus in ihrem Zimmer. Seit 61 Jahren sind sie verheiratet, beide 85 Jahre alt. Er körperlich gebrechlich, sie mit der Diagnose Demenz in ihren geistigen Fähigkeiten beeinträchtigt. Und dennoch glücklich zusammen. Händchen halten, Gute-Nacht-Kuss, er ist ihr »Schieter«, sie seine »Prinzessin«. So war es schon immer, seit sie sich vor über sechs Jahrzehnten kennen gelernt haben. Beim Tanzen.

Ilse Burmester tanzt noch immer leidenschaftlich gern. Flink und beweglich ist sie, am liebsten immer unterwegs. Haus und Park reichen ihr oft nicht aus. Unbemerkt unternimmt sie Wanderungen auf eigene Faust, steigt in den Bus und ist dann erst mal weg. Die Suchaktionen haben sie innerhalb kurzer Zeit in der gesamten Einrichtung bekannt gemacht. Jeder hat ein Auge auf sie. Auch die Kindergärtnerin der Kita. Und die Polizei.

Seit über sechs Jahrzehnten
unzertrennlich: das Ehepaar Burmester

Einige Male schon kam Frau Burmester im Peterwagen zurück nach Hause, bedankte sich bei den »Jungs« für die Fahrt und freute sich, ihren Mann und die Pflegerinnen wiederzusehen.

Wer Ilse Burmester sieht, adrett und freundlich, der ahnt nicht gleich, dass ihr Kopf im Inneren weniger geordnet ist als die stets frisch frisierten Haare. Ihr

Äußeres ist ihr noch immer wichtig. Sie ist dement. Aber sie ist nicht willenlos. Dass sie nicht in der Dementenbetreuung der Einrichtung leben möchte, gibt sie unmissverständlich zu verstehen. Zwar nimmt sie dort an einigen Aktivitäten teil, ist aber immer froh, wenn sie zu ihrem Mann zurückkehrt.

»Es wäre schrecklich, die beiden zu trennen«, sagt Pflegedienstleiterin Martina Glismann. »Anfangs dachten wir, es müsse wohl sein.« Doch inzwischen haben sich Angehörige und Pflegekräfte verständigt, dass das Paar so lange wie irgend möglich zusammenbleiben soll. »Ich bewundere ihren



respektvollen Umgang miteinander«, sagt Pflegerin Julia Hartmann. »Sie haben sich immer noch was zu sagen.« Sie kennt mittlerweile viele Details aus der Lebensgeschichte der zwei, und aus den Worten der jungen Frau spricht große Wertschätzung. Barbara Ernst hat insbesondere »Ilse« in ihr Herz geschlossen. Da Frau Burmester aufgrund ihrer Demenz laut Sozialgesetzbuch eine Betreuungskraft zusteht, ist Frau Ernst zu einer festen Bezugsperson für sie geworden. Anfangs misstrauisch von Herrn Burmester beäugt, gehört die fröhliche Alltagsbegleiterin inzwischen zum Leben des Paares dazu. Regelmäßig holt sie Frau Burmester zu kleinen Spaziergängen ab. Verhindert so die Ausflüge mit ungewissem Ausgang und stellt immer wieder fest, wie wichtig es ist, den Bewegungsdrang ihres Schützlings nicht einzuschränken. »Wenn wir hier zusammen durch den schönen Park laufen, merke ich, wie Frau Burmester zur Ruhe kommt. Auch ihre Stimme. Das Stocken hört plötzlich auf. Wir sprechen viel. Sie ist eine ganz besondere Frau. Ich mag sie sehr.«



Lauf dagegen an.

Warum Menschen mit Demenz immer unterwegs sind

■ Immer in Bewegung, immer unterwegs. Das ist typisch für Menschen, die an Demenzerkrankungen leiden. Da ist einerseits der ausgeprägte Bewegungsdrang, andererseits die Gefahr des »Weglaufens«, das in Wirklichkeit vielmehr ein »Hinlaufen« ist. Und die Rastlosigkeit der Gedanken.



Der charakteristische Bewegungsdrang kann viele Ursachen haben. Die Menschen spüren ihre Defizite oder merken, dass etwas nicht stimmt, zum Beispiel wenn sie Schmerzen haben. Auch eine innere Unruhe kann häufig nicht anders kompensiert werden als mit gesteigerter Bewegung. »Lauf dagegen an« – diese Redewendung wird hier wörtlich umgesetzt. Wenn das Laufen nicht möglich ist, kommt es meist zu anderen, auffälligen Verhaltensmustern wie Klopfen auf den Tisch. In Pflegeeinrichtungen wird im Demenzbereich häufig ein Rund-Parcours angelegt, der ein Umherlaufen ermöglicht und gleichzeitig ein Verlaufen verhindert. Wichtig ist dabei auch eine interessante Umgebung, so dass es auf dem Weg

immer wieder etwas zu entdecken gibt, für das sich eine Ruhepause lohnt. Denn Laufen baut zwar Stress ab, und Bewegung an der frischen Luft ist gesund, doch zu den gesundheitlichen Risiken gehört der damit verbundene erhöhte Kalorienverbrauch von bis zu 3.000 Kilokalorien am Tag. Im Laufe der Erkrankung steigt zudem die Sturzgefahr. Eine Gefahr birgt auch der Straßenverkehr, wenn Menschen mit schwerer Demenz ein verkehrsgerechtes Handeln nicht mehr möglich ist, sie sich jedoch allein auf der Straße aufhalten.

Der Laie nennt es Weglaufen, in der Pflegewissenschaft spricht man bei Menschen mit Demenz von »Hinlauf«-Tendenzen. Auch hier sind die Gründe vielfältig. Aufgrund der örtlichen, zeitlichen und situativen Desorientierung kommt es vor, dass ein Mensch, der an Demenz leidet, sich unsicher fühlt und an einen Ort möchte, der Sicherheit verspricht. Dies sind meist das (alte) Zuhause oder die Eltern, die in der Regel gar nicht mehr leben. Menschen mit sehr schweren Demenzen ist diese Tendenz oft nicht mehr bewusst. Kommen sie zufällig an einer Ausgangstür vorbei, gehen sie den Weg einfach weiter. In den besonderen Dementenbereichen befinden sich die meisten Ausgangstüren mittig im Flur. Das Laufen findet oft von einem Flurende zum anderen statt, so dass ein Weglaufen auch ohne geschlossene Türen verhindert werden kann. Der Zugang zum geschützten Garten oder zur Terrasse ist immer geöffnet. Gleichzeitig sind die Dienstzimmer zum Teil so gelegen, dass die Bewohner und insbesondere die Ausgangstür im Blickfeld sind.

Die besondere Dementenbetreuung erfordert daher auch besondere räumliche Voraussetzungen. Bei PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG gibt es derzeit neun solche Wohnbereiche für die offene und vier für die geschlossene Betreuung. In diesen Bereichen arbeiten Fachkräfte mit Zusatzqualifikationen. Wichtig für Menschen mit Demenz sind andere Menschen, die mit ihnen sprechen, die sich kümmern und mit ihnen beschäftigen. Das kann die gezielte Einzelbetreuung sein, in der sich der Demenzkranke ohnehin viel besser konzentrieren kann und somit insgesamt ruhiger wird. Es können aber auch ganz spontane Alltagsgespräche sein. Denn außer dem ständigen Unterwegssein auf den Beinen gehen Menschen mit Demenz auch in Gedanken viel auf Reisen. Oftmals werden biografische Erinnerungen genutzt, um Satzlücken zu kompensieren. Auf die Frage »Wo kommst du denn her?«, wenn ein Bewohner gerade auf dem Flur unterwegs ist, kann die Antwort kommen »Ich war gerade beim Flughafen.« Die Kunst der geschulten Pflegekräfte ist es, darauf einzugehen und die Alltagssituation spontan mit Vergangenheit und Erinnerungen des Bewohners zu verknüpfen. Das erhält ihm ein Stück Freiheit.

Kirstin Tomforde





»Du bist eine verrückte Oma, sagt mein Enkel.« Erna Annes lächelt. Als ungewöhnlich kann man sie zweifellos bezeichnen. Jahrgang 1932 – keine Seltenheit bei PFLEGEN & WOHNEN HEIMFELD. Nur dass die grauhaarige Dame nicht zu den Bewohnern zählt, sondern zu den Mitarbeitern, zu den ehrenamtlichen.

2007 sei ihr diese Idee gekommen. Damals war sie seit 15 Jahren im Ruhestand, hatte von Rumänien bis Rhodos, von Minsk bis Mallorca alles gesehen, was sie auf der Welt interessierte. »Dann wollte ich wieder was tun.« Sie bewarb sich als ehrenamtliche Helferin in der Pflegeeinrichtung in der Rennkoppel, gleich bei ihr um die Ecke. Dort ist Erna Annes inzwischen nicht mehr wegzudenken. Bereits ein Jahr später wurde ihr der »Heimfeld Preis für ehrenamtliche Tätigkeit im Stadtteil« verliehen. Sie freut sich, dass sie helfen kann. An die große Glocke hängt sie ihre Verdienste aber nicht. Alles andere ist ihr wichtiger als sie selbst, und gerade darum wird sie im Hause so geschätzt. Für viele Bewohner ist sie zur zentralen Bezugsperson geworden, die Angehörigen lieben sie. Und für das Mitarbeiterteam ist sie unersetzlich. Egal, ob sie das Waffelessen betreut, den Bingo-Nachmittag leitet oder einfach nur da ist, mit stets offenem Ohr und freundlichem Lächeln. »Es ist ganz wichtig, dass man den Menschen hier zuhört. Auch wenn man nicht immer alles, was sie sagen, versteht«, erklärt sie ihre Arbeit. Und ist so froh, dass sie das noch kann. Verrückt, oder? [KT]

**Sie arbeitet an fünf Tagen in der Woche –
und manchmal
sogar noch am Sonntag.**



Das Leben in zwei Koffern



Seine Augen sind von einem geradezu stechenden Blau, wie ein schwedischer See. Wolfram Kawlath, Jahrgang 1942, ist ein freundlicher Mann. Mit seiner Alltagsbegleiterin Gabriela Magiera-Schütt sitzt er im Aufenthaltsraum von PFLEGEN & WOHNEN HOLSTENHOF und gerät immer mehr ins Schwärmen, wenn er an die vielen Reisen seines Lebens denkt. Obwohl er einem beim Erzählen direkt in die Augen schaut, merkt man schnell, dass die Erinnerungen ihn davontragen. Inwieweit die Chronologie der von ihm skizzierten Ereignisse stimmt, ist fraglich. Aber vielleicht spielen Jahreszahlen irgendwann keine Rolle mehr.

Fest steht: Als Kriegskind, das zusammen mit seinen Eltern und seinen zwei älteren Brüdern aus Pommern gen Westen geflüchtet ist, war er notgedrungen schon sehr früh »auf Reisen«. Seltsame Assoziation, die ihn in diesem Zusammenhang überkommt: Seine beiden Brüder haben ihn als Jüngsten und Kleinsten auf der Flucht beneidet, weil er zwischendurch auch immer mal im Wagen aufsitzen durfte oder getragen wurde. Vom Aufnahmelager in Lübeck aus geht es dann weiter nach Hamburg, wo die Familie sich niederlassen soll. Und hier setzt denn auch früh seine Begeisterung fürs Reisen ein. Zwischen 1950 und 1960 nimmt er an zahlreichen Jugendgruppenreisen und Ferienlagern teil, erst als »Piefke«, später auch als Leiter. Anfangs geht's nur an die Ostsee, zum Beispiel im Sommer 1952 mit dem Fahrrad nach Kellenhusen (mit freiem Oberkörper und entsprechendem Sonnenbrand). Später aber auch nach Schweden und sogar nach Spanien. Als er eine Lehre zum Speditionskaufmann macht, trampet er in den Ferien zusammen mit einem Kumpel bis nach Barcelona. Ein LKW seiner Lehrfirma, der jeden Freitagabend mit Margarinekartons beladen gen Spanien aufbricht, nimmt die beiden mit. Sie brauchen zwar ewig bis ans Mittelmeer, weil sie nicht bedacht haben, dass die LKW-Ladung sukzessive abgeladen werden muss. Aber irgendwann haben sie ihr Ziel erreicht und sind glücklich.



Mit den Erinnerungen auf Reisen



**Riesige Bildersammlung:
Beim Betrachten von Fotos gewinnt die
Vergangenheit wieder Konturen**

Von da an wird es Wolfram Kawlath immer wieder in die Ferne ziehen, nach Spanien, aber auch nach Frankreich, Schweden, Norwegen, Russland, Amerika. Mitunter begleiten ihn auch seine beiden Kinder, Sonja und Jan. Über ihren gemeinsamen Urlaub in Norwegen und Schweden hat er bei PFLEGEN & WOHNEN im Herbst 2010 zusammen mit seiner Alltagsbegleiterin eine kleine Reisebeschreibung verfasst. »Die Concierge von Bergen«, mit extragroßer Schrift und doppeltem Zeilenabstand, so dass auch seine älteren Mitbewohner alles problemlos lesen können. Das ist ihm wichtig. Und wer nun fälschlicherweise glaubt, das alles sei nur erfunden, ein Ausbund seiner Phantasie, muss sich von Frau Magiera eines Besseren belehren lassen: Kürzlich hat sie Bauklötze gestaunt. Sie zeigte ihm ein paar Fotos von ihrem letzten Urlaub an der französischen Atlantikküste, unter anderem von großen Verdunstungsbecken einer Saline im Meer – und Wolfram Kawlath erkannte sie sofort: die Salzgärten auf der Ile de Ré, ganz klar! Und das dort, der Leuchtturm von La Rochelle, ohne Frage! Auf die Frage nach Bildern seiner vielen Reisen holt Frau Magiera zwei große Koffer aus dem Keller – voll mit Fotoalben und einzelnen Aufnahmen. Sie hievt die schweren Koffer auf den Tisch, und Wolfram Kawlath greift zu. Nun ist kein Halten mehr. Mit erstaunlicher Präzision kann er sich an Namen und Ereignisse erinnern, verliert sich dabei aber auch in dem, was er sieht. Kinder, Hochzeitspaare, Familienfeiern, die typischen kleinen Schwarz-Weiß-Fotos mit gezacktem Rand aus den 1950er-Jahren. Berge, Seen, Strände, Kirchen, Städte und Landschaften. Das Leben in einer großen, weiten Welt. Damals. Heute passt es in zwei Koffer, wo es gehütet wird wie ein Schatz. [SK]



Soziale Betreuung: Ein Protokoll



9.00 Noch keiner der Mitarbeiter in Sicht, also schnell noch einmal die Betreuungslisten für den Tag durchgehen. Heute Nachmittag findet die Rhythmikgruppe statt, und später warten die Bewohner schon auf das Bowlen. Das darf auf keinen Fall ausfallen, denn darauf freuen sie sich schon den ganzen Tag. **9:30** Nun sind alle Mitarbeiter da, und der Tagesablauf wird besprochen. Z.B. wer betreut auf welcher Ebene den Mittagstisch, welche Veranstaltungen liegen heute an, wer macht welche Einzelbetreuungen, gibt es Neuzugänge usw. **9:45** Alles ist besprochen, und jeder macht sich an seine Aufgaben. Es sind neue Bewohner eingezogen, die begrüßt und über den Bereich der Sozialen Betreuung und unsere Aktivitäten informiert werden müssen. **10:00** Ich gehe jetzt zu Fr. B. und klopfe. Keine Antwort. Nach nochmaligem Klopfen betrete ich leise das Zimmer und nähere mich ihrem Bett. Fr. B. reagiert weder auf Ansprache noch auf meine leichte Berührung mit der Hand. Sie hat die Augen geöffnet. Ich stelle mich vor und sage ihr, dass ich später wieder komme. **10:10** Nach Rücksprache mit dem Pflegepersonal erfahre ich, dass Frau B. aufgrund ihrer Erkrankung grundsätzlich nicht mehr sprechen kann und auch bei den Pflegekräften kaum Reaktion auf Zuwendung zeigt. **10:20** Weiter geht es zu Fr. L. Hier habe ich mehr Glück. Sie begrüßt mich freundlich, bittet mich sofort, Platz zu nehmen, und erzählt mir in allen Einzelheiten, warum sie hier ist, was sie früher beruflich gemacht hat, und dass ihre Kinder sich liebevoll um sie kümmern und sie häufig besuchen. Ja, beim Bingo würde sie gern mitmachen, das schaue sie sich immer im Fernsehen an. Auch von meinem Vorschlag, vielleicht am Gedächtnistraining teilzunehmen, ist sie begeistert. **10:45** Nun mache ich mich auf den Weg zu Herrn S. Ich klopfe, und es ertönt ein nicht sehr freundliches »Was ist denn nun schon wieder... Das geht ja hier zu wie im Taubenschlag. Hauen Sie ab und lassen Sie mich in Ruhe, dafür bin ich nämlich hier!« Ich entschuldige mich für die Störung und ziehe mich zurück. **10:50** Auf dem Flur begegne ich Fr. A. Sie ist aufgeregt und verzweifelt und will sofort nach Hause. Ihre Kinder kämen doch jetzt aus der Schule, und sie habe noch nicht einmal gekocht. Ich gehe auf sie ein und sage: »Wie schnell doch die Zeit vergeht... Nun ist es schon wieder Mittag... Als Hausfrau und Mutter hat man ja immer zu tun... Was soll es denn heute zum Mittag geben?«. »Königsberger Klopse« lautet die Antwort. Ich frage Frau A., ob sie ein gutes Rezept kennt, und komme mit ihr über Kochrezepte auf ein ganz anderes Thema. Inzwischen hat sie sich sichtlich beruhigt und erzählt mir stolz, was für eine gute Köchin sie sei. Ich verabschiede mich und frage, ob ich wieder kommen darf und mir ein paar Rezeptvorschläge von ihr holen kann. Fr. A. lächelt und geht ihrer Wege. **11:10** Jetzt aber schnell ins Büro und alle Informationen zu Papier bringen. Ich dokumentiere den Vorfall mit Fr. A. im Berichtsblatt, und die Neuaufnahmen bespreche ich mit meiner Kollegin, um für die neuen Bewohner einen Betreuungsplan aufstellen zu können. **12:00** Ich nehme von einigen Mitarbeitern die ersten



Informationen von den am Vormittag betreuten Bewohnern entgegen. Die Angaben müssen gescannt und dokumentiert werden. Außerdem bereite ich die Übergabe für 13:15 vor. **12:30** Mittagspause. Endlich eine Zigarette rauchen und Essen gehen. **13:00** Ich laufe in den Keller zu unserem Materialraum und suche die Instrumente für meine Rhythmusgruppe zusammen. **13:15** Übergabe mit allen Mitarbeitern. Wir besprechen die Aufgaben für den Nachmittag. **13:35** Ich nehme den bereits vorbereiteten Wagen mit meinen Rhythmusinstrumenten und fahre in den 3. Stock. Ein ehrenamtlicher Mitarbeiter hilft mir, alle Bewohner dafür aus ihren Zimmern zu holen und in den Tagesraum zu bringen. Ich lasse schon einmal Musik laufen, worüber sich die Teilnehmer immer freuen. Jeder darf sich jetzt ein Instrument aussuchen (Rumba-Rassel, Triangel, Schellenkranz, Holzblock), und nun wird es laut. Zur Unterstützung kommt heute eine weitere ehrenamtliche Mitarbeiterin mit ihrer Mundharmonika hinzu. Die Gruppe ist gemischt. Selbst Bewohner mit einer demenziellen Erkrankung haben großen Spaß am gemeinsamen Musizieren. Fr. H. zum Beispiel spielt am liebsten die Kastagnette, sie spricht zwar überhaupt nicht mehr, trifft die Töne aber meist punktgenau und strahlt dabei über das ganze Gesicht. Wir üben gerade an einem besonderen Musikstück, das wir an einer der nächsten Großveranstaltungen im Speisesaal aufführen wollen. Da muss natürlich jeder Ton sitzen. Eine echte Aufgabe! Wir spielen das Stück zweimal durch und finden, dass es schon ganz gut klappt. »Wann gibt es denn endlich Kuchen?«, ruft Fr. I. laut, als der Kaffeeduft langsam den Raum erfüllt. Ich verspreche, dass wir gleich eine Kaffeepause machen. Anschließend machen wir ein paar kurze Bewegungs- und Lockerungsübungen, denn konzentriertes Musizieren ist ganz schön anstrengend. Nun spielen wir unser gesamtes Repertoire noch einmal durch und zu einigen bekannten Liedern wird gesungen. Herr P., der uns regelmäßig auf seiner Mundharmonika begleitet, hat auch heute sein Bestes gegeben. Als das Ende des Treffens naht, wollen die Bewohner gar nicht aufhören. **16:00** Nun muss alles wieder zurück an seinen Platz. Instrumente einsammeln, Bewohner zurückbringen, Kaffeegeschirr abräumen, Tische abwischen... **16:15** Jetzt aber schnell zurück. Ich erhalte die Information von den Mitarbeitern über die Aktivitäten, die am Nachmittag mit den Bewohnern stattgefunden haben. Diese müssen wieder gescannt und dokumentiert werden. Wenn die Kollegen nach Hause gegangen sind, trage ich die Besonderheiten ins Berichtsblatt ein. Die Mitarbeiterereinteilung für den nächsten Tag muss vorbereitet werden, ebenso wie die Listen für die regelmäßig wiederkehrenden Veranstaltungen usw. Feierabend ist, wenn alles fertig ist. *Susanne Möller*





KOCHCLUB FARMSSEN

Zeitreise mit Geschmack

■ Spargel im Frühling, eine kräftige Kohlsuppe im Winter. Es kommt auf den Tisch, was die Natur gerade hervorbringt. Zumindest war das früher einmal so.

Im Koch-Club Farmsen ist Gemüse der Saison noch immer hoch im Kurs. Eine Handvoll Bewohner der Pflegeeinrichtung hat sich zusammengetan, um einmal im Monat gemeinsam das zu kochen, was gerade »an der Reihe« ist. Einfache, geschmack- und gehaltvolle Gerichte. Meist nach alten Rezepten.

Und immer wieder sind die Kinder der ins Haus integrierten Kita eingeladen mitzumachen. Jeden Mittwoch duftet es im Begegnungsraum von Jung und Alt. Ein knappes Dutzend Kinder und Senioren stehen dann meist gemeinsam am Kochtopf. »Die Kinder denken ja heute, alles Essen käme aus Dosen«, wundert sich Suselore Valtin, die fast immer mit dabei ist. Sie weiß allerdings, dass sie mit ihrem persönlichen Leibgericht gar nicht erst zu kommen braucht: Nierenragout. »Das mag hier niemand. Aber meine Mutter hat es früher so schön gemacht.«

Es gibt genügend andere traditionelle Gerichte, die allen schmecken. Zuletzt gab es »Arme Ritter« nach einem Rezept von Herrn Strauch. Kinderleicht zubereitet und eine süße Leckerei für alle Generationen: Toastbrot wird kurz in Milch getaucht, anschließend in verrührtem Ei gewendet und in einer heißen Pfanne mit Fett von beiden Seiten knusprig gebraten. Man kann dazu Kompott reichen.

■ Frau Fritz ist 80 Jahre alt und hat in ihrem Leben vieles selber gemacht. Das war auf dem Bauernhof, auf dem sie mit ihren Eltern bei den Großeltern lebte, so üblich. Kühe und Schweine haben sie gehabt, es war ein kleiner Hof. Ihr Sohn, der sie heute regelmäßig in der Pflegeeinrichtung besucht, bekam als Kind alle paar Wochen etwas ganz Besonderes von ihr zum Naschen: selbstgebackene Buttercremetorte nach eigenem Rezept. Die wurde in 25 Stücke geschnitten, und gemeinsam mit der Großmutter aßen sie mehrere Tage davon.





GEHALTVOLLE GERICHTE

Rezepte, die man nicht vergisst

Rezept Buttercremetorte

Tipps für Biskuitboden: Eine große Bodenform wird hauchdünn am Rand mit Butter eingefettet und mit Brötchenkrümeln bestreut. Biskuitboden muss hell gebacken sein und wird anschließend mit einem großen Messer rundherum angeschnitten und mit einem Bindfaden geteilt.

Zutaten für die Buttercreme: Ein Pfund gute Butter – keine Margarine! 2 Päckchen Vanillepudding

Zubereitung der Buttercreme: Die Butter muss lauwarm (Zimmertemperatur) sein, Pudding mit Zucker kochen. Bevor beides vorsichtig mit einem Schneebesen verbunden wird, erfolgt der Test: Einen Teelöffel ans Kinn halten und prüfen, ob Temperatur (lauwarm) stimmt. Es ist wichtig diesen Test durchzuführen, da die Buttercreme nicht gerinnen darf.

Ganz wichtig: ein Teelöffel echter Rum aus der Flasche, kein Aroma!

Zum Schluss: Die fertige Buttercreme wird auf beiden Biskuitböden verteilt. Die oberste Schicht wird gespritzt. Der Kuchenrand mit Schokostreuseln bedeckt.

■ Frau Kowalski denkt gerne an früher zurück. An die Zeit in Vorpommern, ihre Schwester und die vier Brüder.

Ihre Eltern besaßen einen landwirtschaftlichen Hof, auf dem sie auch tätig war. Heute ist Frau Kowalski Witwe, ihr Mann ist vor kurzem gestorben. Ihr bleiben ein Sohn und zwei Enkel. Und die Erinnerungen an die gute alte Zeit, als es zu den Feiertagen Ente mit Rotkohl gab. Das Rezept kennt sie noch heute auswendig.

Rezept Ente mit Rotkohl

Eine große Ente gründlich waschen und füllen.

Füllung: Zwiebeln, Äpfel, Mohrrüben, Majoran.

Alle Zutaten werden halbiert. Nachdem die Ente gefüllt ist, wird sie gewürzt mit Pfeffer und Salz und zum Schluss mit Paprika. Mit Paprika als Gewürz wird die Ente schön braun.

Die Füllung gibt der Soße den besten Geschmack. Frischer Rotkohl wird gehobelt und dann im Wasser gebrüht. Hinzu kommen Lorbeerblätter, 2-3 Gewürzkörner und ein kleiner, saurer, geschnittener Apfel. Der Apfel ersetzt den Essig! Das Fett der Ente wird abgeschöpft und dem Rotkohl untergerührt. Ein Teil der fertigen Entensoße wird ebenfalls dem Rotkohl zugefügt. Das schmeckt einmalig. Dazu fest kochende, gute Kartoffeln.



**Er nennt sich Elvis.
Und er hat schon einiges erlebt in seinem Leben.
Nicht nur Schönes.**

Heute trinkt er nur noch Wein und Bier. Korn meidet er. Und das ist ein Erfolg. Ein bisschen vergesslich ist er. Durch den schweren Unfall am 18. Geburtstag, vor fast 20 Jahren. Und das Trinken.

Männerwohnheime, Sachsen-Waldau – und nun PFLEGEN & WOHNEN ÖJENDORF. Vor drei Jahren hat er sich selber dort angemeldet. Hier übernimmt er gern Verantwortung. Arbeitet im Garten, hilft bei Umzügen im Haus, leitet die anderen an. Von Gewalt hat er sich distanziert. Zur Familie hat er keinen Kontakt mehr. Aber er hat einen guten Freund gefunden. Wie siamesische Zwillinge sind die zwei. Und »Elvis« liebt Musik.

Klar, dass sein Idol Elvis Presley heißt.



**Bei meinen
Mitbewohnern fühle ich
mich geborgen.**



Immer auf Achse: Von Pendlern und geschwätzigen Mitreisenden



Auf Bahnhöfen fühlen sich Pendler zu Hause, notgedrungen. Die abgebildete Modelleisenbahnanlage aus dem Museum für Hamburgische Geschichte bedeckt eine Fläche von 250 Quadratmetern und hat eine stolze Gleislänge von 1200 Metern. Am 24. und 25.9. findet im hiesigen Museum aus Anlass des 80-jährigen Bestehens des Vereins Modelleisenbahn Hamburg e. V. ein großes Modellbahnfest statt. Motto: »Kleine Bahnen ganz groß«

■ Wer ans Reisen denkt, fühlt eine angenehme Nervosität und Aufregung. Reisen ist landläufig verbunden mit Urlaub, Erholung. Und dafür packen wir Koffer, suchen Reiseziele, studieren Fahrpläne. Schließlich geht es darum, Neues zu erleben, von Fremdem erzählen zu können. Schon bei der Abreise ist es anders als sonst, fährt man mit dem Taxi zum Flughafen, ist in aufgeregter Vorfreude auf die Erlebnisse am Zielort. Die Reise ist im Kopf. Und vor Augen sind: Urlaub, Sonne, Ferien, Abenteuer und Kultur.

Ein bisschen Aufregung gehört natürlich auch dazu: Seltsame Mitreisende, verspätete Flüge oder Züge oder sonstige Anekdoten, die der Reisealltag mit sich bringt, stehen nach der Reise oft mehr im Mittelpunkt von Erzählungen als das eigentliche Reiseziel. Der unfreundliche Kellner, der geschwätzige Mitreisende – sie bleiben noch in Erinnerung, wenn der Sonnenuntergang am Mittelmeer verblasst und die Sonne längst wieder aufgegangen ist. Aber Reisen ist für viele andere Menschen Woche für Woche einfach nur der Weg von A nach B, zum Beispiel von Hamburg nach Berlin, Frankfurt oder Cuxhaven, weil sie in Hamburg wohnen, die Woche über aber in Berlin, Frankfurt oder auch Cuxhaven arbeiten. Dann ist Reisen ein notwendiges Übel. Es ist der allwöchentliche Wechsel zwischen der Familien- und der Arbeitswelt. Da spielen Reiseanekdoten keine Rolle mehr, denn der Wochenendpendler denkt an die kürzesten Wege, und sei es nur von Gleis 13 zur S-Bahn oder die Abkürzungen bei der Fahrt mit dem Auto, die günstigsten Zeitfenster zur Verkürzung der Fahrt.

Bahnhöfe, Züge, ja die Sitzplätze in den Zügen werden zu sehr vertrauten Orten, gewissermaßen zu erweiterten Wohnzimmern. Mit ein wenig Erfahrung erkennt man die routinierten Reisenden, die so unaufgeregt am Freitagnachmittag oder Sonntagabend auf den Zug warten. Sie wissen, welche Plätze es schnell zu erobern gilt, oder sie gehen direkt in den Speisewagen. Auf jeden Fall ist die Reisezeit meist auch geplante Arbeitszeit, und man möchte in Ruhe gelassen werden. Keine Zeit für Anekdoten oder Ablenkungen. Dann sind geschwätzige Mitreisende eher Pech, weil sie die Lektüre erschweren oder weil es nicht gelingt, sich aus der ungewollten Lauscherrolle zu befreien. Manche Geschichten sind

einfach zu faszinierend, manche zu ärgerlich, zu abstrus, als dass man sie ignorieren könnte. Andere Stimmen können so indiscret und laut sein, dass man sich ihnen nicht entziehen kann.

Aber schon vor der Abfahrt darf man als Wochenendpendler am Sonntagnachmittag nicht daran denken, wie schön es doch zu Hause auf dem Sofa sein kann. Eigentlich fängt die Woche bereits an. Wenn sich der Zug auf die Arbeitsstadt hin bewegt, beginnt schon ein wenig die Arbeit.

Aber genug geklagt, denn da ist ja auch noch die angenehme Seite: Die Welt wird größer, und der eigene Alltagshorizont erweitert sich. Bürger der Hauptstadt und der Hansestadt Hamburg zu sein, sich in Frankfurt ebenso auszukennen wie in Hamburg oder einfach nur arbeiten, wo andere Urlaub machen: Cuxhaven, die Nordsee einfach nach Feierabend erleben zu können, sich mit Kollegen abends am Deich zum Glas Wein treffen, mal eben zur Kugelbake laufen, um den frischen Seewind aus allererster Quelle zu tanken. Plötzlich hat der Wochenendpendler zwei Städte, die fest zu seinem Leben gehören.



Es ist ein Balanceakt zwischen zwei Welten. Gehört man zu dieser Stadt oder zu jener? Wochenenden gehören der einen Stadt, die Woche der anderen. Welche Freundschaften und gesellschaftlichen Kontakte lassen sich so aufteilen, ohne dass etwas zu kurz kommt? Es gibt Zeit und Gelegenheit darüber nachzudenken, wo man die Zeit sinnvoller verbringt: auf dem Sofa dämmernd vor dem Fernseher oder im Zug dämmernd auf die vorbeiziehende Landschaft blickend.

Aber auch dies: Alles, was andere nervös macht, aber auch die Annehmlichkeiten wie die Bahn-Lounge, die das Leben der Reisenden angenehmer machen soll, kann der Vielreisende quasi als sein erweitertes Zuhause nutzen. Das bleibt allerdings ein schwacher Trost, und die rastlose Welt bleibt eine verkehrte Welt: Die Urlaubszeiten sind Ruhezeiten – keine Reise, endlich mal zwei Wochen an einem Ort bleiben, endlich mal Urlaub in Hamburg machen. *Winfried Sdun*

MIT DER TRANSSIBIRISCHEN EISENBAHN VON MOSKAU NACH PEKING: FÜNFZEHN



Schon als Kind lag mein Interesse mehr im Osten dieser Welt. Ich wollte nach Ungarn, einmal mit einem Pferd durch die Puszta reiten – wie die Hunnen. Ich wollte in die Mongolei, einmal auf einem drahtigen mongolischen Pferd reiten – wie Dschingis Khan. Ich wollte nach China, einmal auf der chinesischen Mauer stehen. Und ich wollte nach Russland – mit der Transsibirischen Eisenbahn fahren. Ich wollte einmal in Sibirien sein, Irkutsk sehen, am Baikalsee sein – wie Michael



Strogoff in »Der Kurier des Zaren.« Aber alles mit der Transsibirischen Eisenbahn – ungefähr 9.000 Kilometer. Und als ich endlich jemanden gefunden hatte, der mitreist, wollte ich soviel wie möglich mitnehmen. Also ging die Reise von Moskau durch Sibirien, am Baikalsee vorbei, in die Mongolei. Mit dem Zug weiter durch die Wüste Gobi nach China. Auf der chinesischen Mauer hatte ich schon zwei Jahre zuvor während einer Rundreise durch China gestanden. Wir wussten, dass es



keine Luxusreise werden würde. Wenig Komfort, sanitäre Anlagen ganz anders als bei uns. Nur eine Dusche, wenn man überhaupt von Dusche sprechen kann, für alle Menschen im Zug. Aber das zu erleben ... es geht auch ohne Komfort. Stunde um Stunde im Zug. Aus dem Fenster zu sehen, braucht man nur einmal am Tag. Die Landschaft ändert sich nur sehr langsam. Und trotzdem sah ich aus dem Fenster ... stundenlang. Wir fuhren 1. Klasse. Einmal gingen wir auch durch den Zug



in die 2. Klasse. Dort stank es. Vier Menschen in einem Abteil, 24 Stunden lang, schlafen, essen, reden, lesen. Die Fenster ließen sich nicht öffnen – die Entlüftung funktionierte nicht richtig. Als wir das gesehen und gerochen hatten, waren wir froh, ein Abteil für uns alleine zu haben. Wir gingen weiter bis in die 3. Klasse. Dort fuhren die Einheimischen mit so viel Gepäck, als würden sie umziehen. Einige hatten auch ihr Kleinvieh dabei. Die Schaffnerin ließ uns nicht weitergehen. Das

TAGE UND NÄCHTE UNTERWEGS AUF ZWEI KONTINENTEN ÜBER 9000 KILOMETER



Schlafen im Zug ist beengt, die Bänke sind etwa 1,90 Meter lang und nur wenige Zentimeter breit. Für mich aber ausreichend. Sie sind dennoch bequem – nicht zu hart und nicht zu weich. Ich habe sehr gut geschlafen. Das Geräusch von der fahrenden Eisenbahn, das Rollen der Räder über die Gleise. Ein sehr gleichmäßiges Geräusch, als würde mich jemand in den Schlaf wiegen. Ich habe in dieser Eisenbahn wesentlich besser geschlafen als in den Schlafwagen der Deutschen Bahn.



In einem sibirischen Dorf und in Irkutsk übernachteten wir bei Gastfamilien und konnten Einblick nehmen in die Familien. Wir waren die Gäste, wir bekamen das beste Zimmer. Einrichtung und Ausstattung wie bei uns in den 1950er-Jahren. In Birjusa wurden wir bekocht, es gab viele leckere Kleinigkeiten, und wir stellten fest, wie köstlich sibirisches Essen sein kann. Es war ein sehr schöner und gastfreundlicher Abend mit der Familie. Einmal am Baikalsee sein. Dem größten Süßwassersee



der Erde, ein See mit vielen Superlativen. Früher fuhr die Transsibirische über den Baikalsee: im Sommer auf Schiffen, im Winter auf Schienen, die über das Eis gelegt wurden. Welch eine Vorstellung: ein See, der im Winter eine so dicke Eisschicht bildete, dass man mit einem Zug darüber fahren konnte! Eine Nacht in einem fernen Dorf in der Mongolei. Wir hatten vergessen, in Ulan Bator Wasser zu kaufen. Nun sollten wir Wasser aus der Regentonne nehmen, wie die Einheimischen.



24 Stunden lang tranken wir nichts. Dafür haben wir in einer Jurte übernachtet und sind auf mongolischen Pferden geritten. In Peking angekommen, war die Reise fast zu Ende. Wir flogen mit einem lachenden und einem weinenden Auge zurück. Es war eine Reise mit vielen Entbehrungen. Und doch haben wir viel mit nach Hause genommen. Deutschland ist nicht der Nabel der Welt, und die Vielfalt der Kulturen macht neugierig und Lust, wieder auf Reisen zu gehen. *Rafaela Nimmesgern*

MARTIN WALSER ICH SUCHTE EINE FRAU

Bei jedem Schritt zögernd, als müsse ich wie ein junger, noch ungeübter Seiltänzer ein bisschen Halt ertasten, die Hände schlaff an den Seiten und nur verhalten atmend, so trat ich in den Saal und ließ mich vom Strom der anderen Besucher auf die Stuhlreihen zutreiben; so betritt einer die Kirche einer fremden Religion. Jeder Besucher im Saal war für mich ein Eingeweihter, von jedem fühlte ich mich beobachtet, beargwöhnt sogar, weil ich ein Neuling war bei diesem Verein; oder war's eine Sekte, eine Partei oder noch Schlimmeres! Jetzt bereute ich es schon fast, dass ich mich hereingewagt hatte.

Aber wie anders konnte ich versuchen, die Dame wiederzufinden, die draußen auf dem Bürgersteig vor mir hergegangen war. Meine Augen hatten sich in ihrem Nacken verfangen, genau an der Stelle, wo aus der kleinen Grube zwischen den Sehnen ihre Haare aufstiegen zu einer Frisur, die ich nicht beschreiben kann, weil ich es nicht vermocht hatte, meine Augen von ihrem Haaransatz zu lösen. Dann war dieser Nacken plötzlich nach links abgebogen.

Ich hatte es eigentlich erst bemerkt, als ich an der Saaltüre, durch die sie verschwunden war, von einem Saalordner aufgefordert wurde, meine Garderobe abzugeben. Ich hatte wortlos gehorcht, um so rasch wie möglich wieder hinter

meine Dame zu kommen. Nachgerade hätte mich ihr Gesicht interessiert. Aber als ich in den Saal eingetreten war, sah ich sie nicht mehr. Ich hoffte, sie wiederzufinden, wenn alle Besucher Platz genommen haben würden.

Das dauerte sehr lange.

Es war, als wolle sich keiner zuerst hinsetzen. Alle trippelten durcheinander, schüttelten Hände, wo immer sich Hände boten; viele schienen miteinander befreundet oder doch so gut bekannt zu sein, dass sie es wagen durften, sich auf die Schultern zu klopfen. Ich hatte natürlich nicht die mindeste Lust, mich als Erster zu setzen; ich trippelte nicht weniger eifrig, wenn auch viel ängstlicher als die anderen, durch die Stuhlreihen und Seitengänge, hatte ich doch immer noch die Hoffnung, die Dame zu finden, um deretwillen ich mich hier hereingewagt hatte. Sah ich irgendwo eine Frau, spielte ich mich rasch in ihren Rücken, prüfte den Nacken, den Haaransatz und war immer enttäuscht, denn es waren immer andere Nacken, mir ganz fremde Haaransätze. Da sah ich runde Säulenhälse, die jene zarte Grube längst verloren, vielleicht sogar nie besessen hatten! Noch schlimmer waren die dünnen Spindelhälse, deren Sehnen messerscharfe Grate bildeten, über die hin geräuschvoll harte Haare raschelten. Nirgends der Hals,



nirgends die Nackengrube, die mich hierher gezogen hatten. Und jetzt klingelte es schon. Das Trippeln rundum wurde hastiger, das Händeschütteln verendete, die Grüppchen lösten sich auf, jeder suchte sich eine Stuhlreihe, in der er sich, unter erneuten Verbeugungen nach links und rechts, behutsam setzte.

Ich sah noch einmal über alle hin, strengte meine Augen an, dass sie brannten, dann ließ ich mich auf den ersten besten Stuhl fallen und nahm mir vor, während der Veranstaltung – von deren Verlauf ich noch keine Ahnung hatte – ein bisschen herumzusehen: vor allem aber wollte ich die Pause benützen – wenn es eine solche gab – meine Suche fortzusetzen. Von einer durch alle Stuhlreihen flutenden Bewegung erfasst, drehte auch ich meinen Kopf zur vorderen Saalhälfte hin und sah, dass dort eine Bühne war und ein Vorhang, der in diesem Augenblick bewegt wurde, sich teilte und einen Herrn entließ. Der trat bis an den Bühnenrand auf ein Rednerpult zu – da interessierte mich der Vorgang nicht mehr, ich schweifte ab, konzentrierte meine Augen wieder auf die Stuhlreihen.

Ich hörte reden. Wahrscheinlich war es der Herr, der gerade ans Pult getreten war. Ich suchte nach der Frau. Der Herr redete weiter. Ich aber ließ meine Augen langsam wie Suchscheinwerfer über den Saal gleiten, bewegte dabei den Kopf so gut wie gar nicht, um denen, die um mich her saßen, nicht zu verraten, wie wenig der Redner mich störte.

Manchmal, wenn ich glaubte, jemand habe

bemerkt, dass ich nicht zuhörte, erstarrte ich für einige Sekunden völlig und froh vor Angst, man würde mich öffentlich zurechtweisen. Dann nahm ich mir vor, nicht mehr zu suchen, die Pause abzuwarten, fürchtete aber sofort, dass es vielleicht gar keine Pause gebe, dass ich also



darauf angewiesen sei, jetzt zu suchen – und ich suchte. Ich weiß nicht, wie lange der Redner sprach, ich weiß nicht, wie viele Redner einander ablösten.

Manchmal brach Beifall aus. Dafür war ich sehr dankbar. Für mich war das doch immer eine Gelegenheit, rascher umherzuschauen, intensiver zu suchen. Ich klatschte mit, mehr als alle anderen und schaute hitzig nach allen Seiten, tat so, als hielte ich Ausschau nach einem Bekannten, dem ich zunicken wollte, um ihm dadurch



gewissermaßen mitzuteilen, wie sehr wir uns freuen durften, solchen Reden lauschen zu können. Obwohl der Beifall oft lange anhielt und ich sogar manchmal aufsprang und kühn im Saale herumblickte, als wolle ich alle zu noch größerem Beifall auffordern, es gelang mir nicht, jene Frau zu entdecken. Aber ich war nun einmal an diesen Nacken gefesselt; und wer je Ähnliches erlebte, weiß, dass ich mich am Ende der Versammlung nicht mit einem billigen Trost abspeisen konnte, der Art vielleicht, dass ich es am besten dem Zufall überlasse, mich noch einmal in die Nähe dieser Frau zu bringen. Und wenn der Zufall nicht will, dachte ich dann ... nein, nein, so leicht konnte ich es mir nicht machen! Ich fragte einen Saalordner, wann wieder eine Versammlung sei. Er sagte mir, wenn ich an einer engeren Verbindung interessiert sei, möchte ich ihm meine Anschrift geben, er werde dafür sorgen, dass ich zu allen Veranstaltungen eingeladen werde. Ich gab ihm meine Anschrift und ein Trinkgeld dazu, das meine Verhältnisse bei weitem überstieg. Ich war so glücklich! Es handelte sich doch offensichtlich um einen richtigen Verein, dessen Veranstaltungen fast immer nur von Mitgliedern besucht wurden. Wahrscheinlich war sie Mitglied. Dann würde es mir auch gelingen, sie wiederzufinden. Ich frohlockte, als ich wenige Tage später die erste Einladung erhielt und – wer beschreibt meine Freude – ein Formular, das ich nur ausfüllen musste, um Mitglied dieses Vereins zu werden. Die Statuten

durchzulesen war mir unmöglich, weil mich der Gedanke, Mitglied eines Vereins zu werden, dem auch sie angehörte, zu sehr erregte. Als ich dann die zweite Versammlung verließ, ohne sie gesehen zu haben, war ich ein bisschen niedergeschlagen, aber ich sagte mir gleich, dass ich



dazu eigentlich keinen Grund hatte. Wie hatte ich hoffen können, dass mich der Zufall gerade auf den Stuhl setzen würde, von dem aus ich ihren Nacken entdecken konnte! Ich musste meine Suche mit System fortsetzen. Das war mir umso leichter möglich, als der Verein ja auf Jahre hinaus ein reichhaltiges Veranstaltungsprogramm garantierte. Zuerst stellte ich einmal im Mitgliederverzeichnis die Zahl der Frauen fest. Und all diesen weiblichen Mitgliedern musste ich mich jetzt vorstellen lassen. Das schien eine langwierige und große Gewandtheit erfordernde Arbeit zu werden, genügte es doch nicht, dass ich der jeweiligen Dame verschämt meinen Namen entgegenmurmelte; es genügte auch nicht, dass ich ihr so lange wie schicklich und möglich ins Gesicht starrte; ich musste mich, kaum dass



ich ihr ins Gesicht gesehen hatte, in ihren Rücken spielen, um sie auf Haaransatz und Nackengrübchen hin prüfen zu können. Ich war bis dahin ein einsilbiger Mensch gewesen. Diese Aufgabe aber, so vielen Frauen in öffentlicher Gesellschaft in den Nacken zu starren, diesen Anblick sorgfältig und ausgiebig mit dem Bild zu vergleichen, das ich in meiner Erinnerung bewahrte, diese Aufgabe, die ich Abend für Abend unter Wahrung von Sitte und Schicklichkeit zu lösen hatte, machte aus mir einsilbigem Menschen einen geschmeidigen Wortefinder. Obwohl ich aber in all den zahlreichen Versammlungen in dieser Weise mit meinen eigenen Plänen beschäftigt war, ließ es sich doch nicht verhindern, dass mir gewissermaßen nebenher und ohne meinen Willen die Reden, die hier ununterbrochen gehalten wurden, in die Ohren drangen und sich in meinem Unter-

bewussten ablagerten und breit machten. Ohne dass ich je mit wacher Aufmerksamkeit begriffen hätte, welche Ziele mein Verein hatte, hatte ich doch schon nach wenigen Jahren eine ganze Menge Einzelheiten im Kopf; es waren Fetzen aus vielen Reden, wahrscheinlich immer die lautesten Stellen; aber ich konnte, wenn ich gefragt wurde, mit solchen Brocken, die ich wörtlich aus meinem Unterbewusstsein heraufzuholen vermochte, wie ein gutes, interessiertes Mitglied antworten. Und dann lässt es sich ja gar nicht vermeiden, dass man als halbwegs intelligenter Mensch ganz von selbst Beziehungen herstellt zwischen solchen unwillkürlich aufgefangenen Bruchstücken. Ich darf von mir behaupten, dass ich solche Beziehungen niemals absichtlich herstellte, dazu war ich viel zu sehr mit der Suche nach jener Dame beschäftigt. Nun wurde allerdings auch diese Suche mit der





Zeit zu einer Tätigkeit, die sich von selbst vollzog. Ohne dass ich mich dazu anhalten musste, ließ ich mich Abend für Abend weiblichen Mitgliedern vorstellen – der Bestand schien unerschöpflich – und ohne dass ich noch genau wusste, was ich tat, spielte ich mich alsbald der jeweiligen Dame in den Rücken. Die Enttäuschung, den gesuchten Haaransatz wieder einmal nicht gefunden zu haben, spürte ich allmählich nicht mehr. Für mich war es bloß noch wichtig, auch diese Dame wieder auf der Liste der weiblichen Mitglieder als geprüft abhaken zu können. Vielleicht ist dem und jenem Mitglied aufgefallen, dass ich mich so danach drängte, allen Damen vorgestellt zu werden, vielleicht belächelte man meine Sucht, die Damen aus nächster Nähe von hinten zu bestarren, aber man ließ mich machen, das genügte mir, das erfüllte mich diesem Verein gegenüber mit wirklicher Dankbarkeit. Und wenn man einmal an mich herantreten wird, mich bitten wird, auch einmal eine Rede, ein Referat zu halten, so werde ich – obwohl ich eigentlich uninteressiert bin – diesem Wunsch nachkommen. Aus dem Verein auszutreten, bloß weil die Zahl der zu prüfenden Damen sich im Laufe der Jahre doch sehr verringert hatte, das hätte ich nicht über mich gebracht. Ich verlangsamte mein Arbeitstempo, benützte nur noch jede fünfte und später nur noch jede zehnte Versammlung zu meinen Recherchen. Dass ich Versammlungen überstand, ohne meinen eigenen Plänen nachzugehen, erfüllte mich mit großer Verwun-

derung. Später beschloss ich sogar, gar nicht alle Damen zu prüfen und die Nachforschungen ganz einschlafen zu lassen. Vielleicht war die Gesuchte ausgetreten, vielleicht hatte sie ihre Frisur geändert oder gar ihre Haarfarbe, vielleicht war dieser Nacken fett geworden, von mir aus: die Reden unzähliger Vereinsabende hatten alles zugedeckt, eingeebnet mit dem Flugsand ihrer unmerklichen Worte. Und heute bin ich so weit gekommen, dass es einer Anstrengung bedarf, wenn ich mich daran erinnern will, dass ich früher einmal die Vereinsabende zu recht persönlichen Zwecken benützte. Wenn ich daran denke, schäme ich mich, und ein schlechtes Gewissen rötet mir die Schläfen. Mich tröstet der Gedanke, dass meine Verfehlungen einer wohlbehüteten Vergangenheit angehören. Manchmal ertappe ich mich zwar noch dabei, wie ich mich einer Dame, der ich gerade vorgestellt wurde,





um die Schultern herumspiele, während meine Lippen irgendeine zarte Ausflucht formulieren, um den Sog, der mich in den Rücken meiner Gesprächspartnerin zerrt, gesellschaftlich zu rechtfertigen; aber ich reiße mich immer noch rechtzeitig zurück, murmle eine Entschuldigung, spiele für einen Augenblick den Zerstreuten, sammle mich dann aber rasch zu heller Aufmerksamkeit und sehe meinem Gegenüber voll und breit ins Gesicht. Diese Anfälle beunruhigen mich nicht weiter. Sie verlieren sich nach und nach, und selbst wenn sie auftreten, sind die leicht zu bestehen, sie sind gewissermaßen ziellos, und erst eine nachträgliche Gedankenarbeit erweist sie mir als Überbleibsel aus meinem Vorleben.

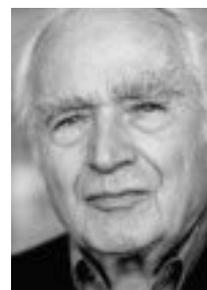
Was mich aber am meisten über dies Vorleben tröstet, ist der Nutzen, den ich dem Verein dank meinen Erfahrungen gestiftet zu haben glaube.

Einmal sollte nämlich darüber abgestimmt werden, ob Nichtmitglieder zu Versammlungen zugelassen werden dürfen oder nicht. Viele plädierten für eine strenge Kontrolle am Saaleingang, um zu verhindern, dass Fremde in den Genuss einer Versammlung kämen. Ich sprach gegen diese Ansicht. Ich hielt bei dieser Gelegenheit die einzige Rede meiner Vereinslaufbahn. Unsere Türen müssten offen bleiben, sagte ich, ganz gleich, wer von der Straße hereinirre und mit welchen Absichten! Der Verein müsse stark genug sein, sagte ich, solche Fremdlinge zu verdauen! Ich sprach dabei vom »mächtigen Schoß unseres Vereins« und fand viel Beifall. Meine Rede bewirkte, dass unsere Türen offen blieben und noch offen bleiben werden. Ich glaube, darauf darf ich stolz sein, denn wie anders sollten wir je zu neuen Mitgliedern kommen!

MARTIN WALSER

Der Schriftsteller Martin Walser, geboren 1927 in Wasserburg am Bodensee, hat seit den 50er-Jahren des letzten Jahrhunderts mit zahlreichen Romanen, Erzählungen und Theaterstücken ein eindrucksvolles Oeuvre geschaffen.

Meist sind seine Protagonisten eher Antihelden, die im gegenwärtigen Alltag am Leben und ihren eigenen Erwartungshaltungen scheitern. Auch mit seinem jüngsten Roman »Muttersohn« (2011), den er mit über 80 geschrieben hat, findet der mit zahlreichen Preisen geehrte Virtuose der Sprache viel Beachtung.



MARÜNDE BILDER AUS DER HEIMAT



Wolf-Rüdiger Marunde

Multitalent mit einem Faible fürs Landleben: Der Zeichner, Illustrator und Cartoonist Marunde, Jahrgang 1954, lebt im Landkreis Lüchow-Dannenberg und ist vor allem für seine sauguten Schweinchen-Cartoons berühmt.

Zahlreiche Buchveröffentlichungen, Kalender, Plakate und Postkarten haben seit über 30 Jahren eine stetig wachsende Fan-Gemeinde. Seine Cartoons im »stern«, in der »Brigitte« und jetzt in der HÖRZU sind längst Klassiker. Auch zahlreiche Einzelausstellungen im In- und Ausland zeugen vom Renommee des erfolgreichen Künstlers.

Wir freuen uns, Ihnen in der Reihe »Bilder aus der Heimat« die besten Illustrationen zeigen zu können. Die älteren Leser werden sich sicherlich schmunzelnd erinnern, die Jüngeren werden staunen über die altmeisterliche Art der Darstellung und den zeitlos tierischen Humor Marundes.



**»Im Grunde meines Herzens
bin ich Heimatmaler. Meine Heimat
ist die norddeutsche Provinz zwischen
Dänemark und dem Wendland.«**

ACH, WAS WÜRD
ICH DARUM GEBEN, STÄNDIG HIER
LEBEN ZU KÖNNEN! VORMITTAGS EINE
RUNDE ÜBER DEN GOLFPLATZ FLIEGEN,
ABENDS AUF DEM BALKON SITZEN UND
EUREM LUSTIGEN TREIBEN ZUSEHEN..
ABER LEIDER BIN ICH BERUFlich
AUF DIE STADT ANGEWIESEN!





Der Mauerbau

Es war einer dieser Busausflüge im Sommer, die meine Familie so gerne unternahm. Dieses Mal fuhren wir – meine Eltern, kleine Schwester, Oma, Onkel und ich – nach Ostholstein. Vormittags war die Fünf-Seen-Fahrt von Malente aus im Programm, nachmittags die Kalkberghöhlen in Bad Segeberg.

Ein angenehmer Ferientag, doch als wir am späten Nachmittag mit der Gruppe zurück zum Parkplatz kamen, erwartete uns der Fahrer mit einer Hiobsbotschaft: In Berlin werde eine Mauer gebaut, und die DDR würde ihre Grenze schließen.

Es war der 13. August 1961.

Aufgeregt begannen die Menschen um mich herum zu diskutieren. Ich war damals erst acht Jahre alt und verstand noch nicht viel, spürte aber deutlich, dass es sich um ein einschneidendes Ereignis handelte. Erst später begriff ich die Hintergründe der Aufregung: Die deutsche Teilung wurde mit der Mauer festgeschrieben. Viele Menschen hatten in Ostdeutschland bzw. der »Ostzone« Verwandte und Freunde, die sie vielleicht nie mehr wiedersehen würden. Schlimmer noch, wie würden die Westmächte reagieren? Es galt als klar, dass hinter dieser Maßnahme Ulbrichts die Sowjetunion stand. Gäbe es nun vielleicht sogar Krieg? Die Erwachsenen hatten den Zweiten Weltkrieg noch miterlebt, sein Ende war erst 16 Jahre



her. Und sie hatten die zunehmende Konfrontation zwischen Ost und West verfolgt. Die Angst saß tief, dass aus dem kalten ein heißer Krieg werden könnte.

In den nächsten Tagen und Wochen berichteten Zeitungen, Radio, Fernsehen und Wochenschau im Kino vom Mauerbau, von dramatischen Fluchtaktionen und der Reaktion der Politik. Bilder von Stacheldraht, Bauarbeitern, entsetzten Menschen hüben und drüben prägten sich in das kollektive Gedächtnis ein. In meiner Erinnerung spielten sich diese Szenen jedoch nur in Berlin ab. Die Schließung der »Zonengrenze« außerhalb der Stadt verlief zunächst unauffälliger, sollte in den Folgejahren durch die vielen, auch tödlichen Fluchtgeschichten, insbesondere über die Ostsee, aber ebenfalls dramatische Züge annehmen.

In der Schule lernten wir, dass Berlin die Hauptstadt und Bonn der Regierungssitz der Bundesrepublik war. Die Schule war es auch, die mir die deutsch-deutsche Teilung näher brachte, denn wir hatten in der Familie kaum Verwandte in Ostdeutschland. Der weihnachtliche Paketaustausch mit Görlitz (Kaffee und Schokolade hin, Dresdner Stollen her) versiegte mit dem nachlassenden Kontakt Ende der 1960er-Jahre.

Ein Klassenausflug führte auf dem Schiff von Lübeck die Wakenitz hinauf in den Ratzeburger See, immer mit der DDR am östlichen Ufer, als Grenze allerdings kaum zu erkennen. Als wir zu Beginn der 1970er-Jahre in der Oberstufe den obligatorischen Berlin-Besuch machten, benutzten die meisten von uns – erstmals – das Flugzeug, um den Kontrollschikanen im Zug zu entgehen. Zum Programm gehörte auch ein

Besuch der Mauer – mit einem Blick in den unbekanntem Osten. Bei einer Informationsveranstaltung zeigte man uns einen Propagandafilm über die Hitler-Jugend, dem sich nahtlos ein Film über die Freie Deutsche Jugend in der DDR anschloss. Nun gab es heftige Diskussionen, denn wir waren durch die Studentenbewegung und die neue Ostpolitik stark politisch engagiert, und dieser Vergleich der Systeme erschien uns zu platt. Damals wussten wir noch nicht, dass unser Lehrer als politischer Häftling in DDR-Haft gesessen hatte und als einer der ersten freigekauft worden war.

Das Land hinter der Grenze blieb für mich in all den Jahren seltsam ambivalent und diffus: Ich befasste mich intensiv mit dem politischen System der DDR und verfolgte die aktuelle Politik – wo genau aber zum Beispiel Wittstock lag oder wie die Geschichte Schwerins verlaufen ist, das wusste ich nicht. Hier fehlte der persönliche und berufliche Kontakt.

Dies änderte sich, nicht nur bei mir, nach der Wende vom November 1989 sehr schnell. 28 Jahre nach dem Mauerbau setzte ein DDR-Zollbeamter an einem provisorischen Grenzübergang bei Mustin in der Nähe von Ratzeburg einen Einreisestempel in meinen Pass. Fünf Tage später interessierte ihn dieser Stempel nicht mehr, freundlich bemerkte er: »Ich hoffe, Sie hatten einen angenehmen Aufenthalt in der DDR.« Wie es im Verhältnis der beiden deutschen Staaten weiter ging, ist bekannt. Aber wer den 13. August 1961 bewusst miterlebt hat, wird sich gut an dieses einschneidende Ereignis erinnern.

Dr. Ortwin Pelc, Historiker, Hamburg

- Über 4.733.000 Touristen besuchten Hamburg im Jahr 2010 (+ 8,4 % gegenüber dem Vorjahr); die Zahl der Übernachtungen betrug 8.947.000.
- In Hamburg gibt es 2496 Brücken. Das sind mehr als in London, Amsterdam und Venedig zusammen.
- Das Hamburger Stadtgebiet erstreckt sich auf 755 Quadratkilometern und ist damit halb so groß wie die größte Stadt Europas, London. Die größte Ausdehnung erreicht in west-östlicher wie in nord-südlicher Richtung jeweils rund 40 Kilometer.
- Die Kirche St. Michaelis, von den Hamburgern liebevoll Michel genannt, bietet von ihrem Turm einen prächtigen Blick über die Stadt und den Hafen. Auf die Aussichtsplattform in 82 Metern Höhe gelangt man entweder über die 453 Stufen oder bequem mit dem Fahrstuhl.
- Der Hafengeburtstag im Mai 2011 verzeichnete 1,5 Millionen Besucher.
- Die Elbfähren der HWV (21 Schiffe auf 6 Linien) befördern pro Jahr mehr als 6,7 Millionen Passagiere.
- Die Alster-Touristik GmbH (ATG) betreibt 18 Alsterschiffe, auf denen sich im Jahr 2009 über 420.000 Passagiere über das Wasser fahren ließen.



- Im Hamburger Linien-Nahverkehr wurden 2009 insgesamt 592 Millionen Personen befördert. Wenn man alle mittleren Reiseweiten sämtlicher Fahrgäste zusammenrechnet, ergibt das eine Gesamt-Beförderungsleistung von 4,1 Milliarden (Personen-)Kilometern. Das entspricht in etwa der 27-fachen Entfernung zwischen Erde und Sonne.
- Auf dem Hamburger Hauptbahnhof verkehren im Schnitt täglich 720 Regional- und Fernzüge; etwa 450.000 Reisende und Besucher bevölkern den Bahnhof Tag für Tag.
- Auf der Autobahn 7 sind zwischen dem Autobahndreieck Hamburg-Nordwest und der Anschlussstelle Hamburg-Stellingen täglich 152.000 Kraftfahrzeuge unterwegs.
- Durch die vier Röhren des etwas mehr als 3 Kilometer langen Elbtunnels (»das Nadelöhr der Nord-Süd-Autobahn 7«) fahren täglich rund 130.000 Autos. Alljährlich kommt es hier zu ungefähr 1000 Stunden Stau, 400 Höhenkontrollen, 150 Unfällen, 5 kleineren Bränden und etwa 500 liegen gebliebenen Autos.
- Auf dem Hamburger Flughafen/Airport (siehe Foto) sind im Jahr 2010 knapp 13 Millionen (12.914.615) Menschen gestartet und gelandet. Die am meisten frequentierte innerdeutsche Flugstrecke geht nach München (1.628.459 Passagiere pro Jahr). Nach Palma de Mallorca starten von Hamburg alljährlich über eine halbe Million Menschen (561.349 Passagiere im Jahr 2009).





Das Dasein ist köstlich.

Die dritte Ausgabe »finkenau|elf« handelt von den vielfältigen Erfahrungen, Vorhaben und Perspektiven sowie den Chancen und Risiken eines selbstständigen, meinungsfreudigen und verantwortlichen Lebens.

Man muss nur den Mut

Mit der fast vergessenen Tugend der Höflichkeit durchs Leben – Was sind die heutigen Glücksversprechen wert? – Vom Vorteil der Vergesslichkeit, vom Träumen und von den wahren Abenteuern im eigenen Kopf.

haben, sein eigenes

Geschichten und Gespräche unter dem Motto »Ich würde es jederzeit wieder tun!« – Dazu: Ein neugieriger Blick ins Fotoalbum und das Porträt des wunderbaren Museums Annenhof an der Alten Salzstraße.

Leben zu führen.

Peter Rosegger

Unsere Einrichtungen

PFLEGEN & WOHNEN ALSTERBERG Maienweg 145 | 22297 Hamburg | Telefon 20 22-39 00

PFLEGEN & WOHNEN ALTONA Thadenstraße 118 a | 2767 Hamburg | Telefon 20 22-20 23

PFLEGEN & WOHNEN FARMSSEN August-Krogmann-Straße 100 | 22159 Hamburg | Telefon 20 22-22 14

PFLEGEN & WOHNEN FINKENAU Finkenau 11 | 22081 Hamburg | Telefon 20 22-34 45

PFLEGEN & WOHNEN HEIMFELD An der Rennkoppel 1 | 21075 Hamburg | Telefon 20 22-40 40

PFLEGEN & WOHNEN HOLSTENHOF (und ÖJENDORF) Elfsaal 20 | Deelwischredder 37 | 22043 Hamburg | Telefon 20 22-48 34

PFLEGEN & WOHNEN HORN Bauerberg 10 | 22111 Hamburg | Telefon 20 22-46 31

PFLEGEN & WOHNEN HUSARENDEKIMAL Am Husarendekmal 16 | 2043 Hamburg | Telefon 20 22-47 25

PFLEGEN & WOHNEN LUTHERPARK Holstenkamp 119 | 22525 Hamburg | Telefon 20 22-28 16

PFLEGEN & WOHNEN MOOSBERG Moosberg 3 | 21033 Moosberg | Telefon 20 22-27 52

PFLEGEN & WOHNEN WILHELMSBURG Hermann-Westphal-Straße 9 | 21107 Hamburg | Telefon 20 22-42 25

PFLEGEN & WOHNEN UHLENHORST Heinrich-Hertz-Straße 90 | 22085 Hamburg | Telefon 20 22-43 05



Bildnachweis

Archiv PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG (45);
Archiv edition wartenau (17); Victoria Asschenfeldt (1);
Christoph Bellin (1); hamburgmuseum (1); Lara Huck (1);
Jarrestadt-Archiv (4); Katja von Nagy (1);
Wolf Rüdiger Marunde (1); Hans Scheibner (3);
Ulrike Sparr (3); Stadtteilarchiv Ottensen (1);
Claudia Timmann (18)

Illustration

Heike Kreye ist seit vielen Jahren als freiberufliche Illustratorin für namhafte Verlage und Agenturen tätig. Sie wird dieses Magazin künftig über die Kolumne »Wiedergelesen« - hier die Geschichte von Heinrich Böll - hinaus mit einer eigenen Themenseite begleiten.

Textnachweis

Wir bedanken uns beim Verlag Kiepenheuer & Witsch für die Abdruckgenehmigung der Erzählung von Heinrich Böll.

IMPRESSUM

Herausgeber: PFLEGEN & WOHNEN HAMBURG GmbH,
Finkenau 11, 22081 Hamburg, Tel.040 2022-0

Fax 040 2022-3550 (pflegeinfo@pflegenundwohnen.de)

Verlag: edition wartenau GmbH, Conventstraße 1-3, 22089 Hamburg,
Tel. 040/2514651 und 040/2549 1503, Fax 040/2514656

ulrike.sparr@wartenau.de / peter.albers@wartenau.de

Objektleitung: Peter Albers | edition wartenau

Idee, Gestaltung und Produktion: Peter Albers, Hamburg

Redaktion (ViSdP): Ulrike Sparr [US], Susanne Kranz [SK]

Weitere Mitarbeiter dieser Ausgabe: Kirstin Martens

(kirstin.martens@pflegenundwohnen.de), Bettina Hinte-Klee,

Daniel Fontius,

Satzherstellung: Satz-Zeichen·Buch, Hamburg

Druck und Bindung: DZA Druckerei zu Altenburg GmbH, Altenburg

Printed in Germany

Copyright © 2011 by edition wartenau

Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlages.

Keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos.

JEAN-LUC GODARD,
FILMREGISSEUR,
IN EINEM GESPRÄCH
MIT ALEXANDER KLUGE
ZUM 80. GEBURTSTAG



»ICH ERINNERE
MICH SEHR GUT
ANS ENDE
DES ZWEITEN
WELTKRIEGES.
ICH HABE
FUSSBALL GESPIELT,
UND JEMAND
KAM UND RIEF:
DER KRIEG IST AUS!
ICH WAR TORWART,
UND DA ICH
MICH IN DIESEM
AUGENBLICK
UMDREHTE,
SCHOSS MAN
MIR IN MEIN TOR.«